

Prähistorie und Mythos.

1. Die Kunst im Zeitalter der Mammut- und Renttierjäger.

Die ältesten Reste menschlichen Lebens reichen in die diluviale Zeit zurück. Aus den Funden geht hervor, daß die Menschen zu dieser Zeit ausschließlich Jäger und Fischer waren. Zeichen höherer Kultur fehlen. Die zahlreichen Funde, die zum allergrößten Teil aus Frankreich, zum kleinsten aus der Schweiz, Belgien, Deutschland, Oesterreich und England stammen, vermögen uns ein ziemlich gutes Bild der geistigen Fähigkeiten der damaligen Menschheit zu geben. Ihre wichtigsten Lebensinteressen erkennen wir aus den Zeichnungen, die sie uns auf Elfenbein- und Renttiergeweihestücken eingeritzt hinterlassen haben. Sie waren Jäger. Das Wild ist daher hauptsächlich der Gegenstand ihres Interesses. In müßigen Stunden haben sie die Gestalten aller Tiere, die damals Wald und Haide belebten, teils auf Knochen und Geweihestücken eingeritzt, teils auf Höhlenwänden freskenartig hingeworfen, teils mühsam mit den Feuersteinmessern aus mannigfachem Material herausgeschnitzt. Bei Betrachtung ihrer Arbeiten müssen wir staunen, von welcher Liebe zum Objekt die Verfertiger beseelt waren, mit welch' feinem Sinn für Linienführung sie bei ihren Zeichnungen vorgingen. Wollte man die Geschichte des Impressionismus schreiben, man müßte mit jenen Erzeugnissen frühester Kunst beginnen. Es ist erstaunlich, wie sie oft mit wenigen Strichen den charakteristischen Eindruck eines Tieres, mitten aus seinem Leben herausgegriffen, zu geben wissen. Das weidende Renttier auf einem sogenannten Kommandostab, den Merk im Keßlerloch bei Thayngen im Kanton Schaffhausen ausgegraben hatte, wurde wegen seiner vorzüglichen Zeichnung auf seine Echtheit hin auf dem anthropologischen Kongreß des Jahres 1877 zu Konstanz zuerst stark angezweifelt, bis dieselbe nachdrücklichst und unzweifelhaft festgestellt wurde. Für die besten Zeichnungen halte ich die Tierfresken aus der Höhle von Altamira (Nordspanien), von Cartailhac und Breuil¹ mitgeteilt. Die Zeichnungen des Bisonrindes sind von feinstem Charakteristik. Besonders auffallend ist aber in diesen frühesten Zeiten der Zug zu stilisieren neben dem gleichzeitig vorwiegenden Bestreben, den momentanen Eindruck, den das Tier bei seinem Erscheinen erweckt, in dem Beschauer der Zeichnung in gleicher Weise zu erregen. Als Beispiel für Stilisierung in den Linien bei sonst äußerst charakteristischem Ausdruck erwähne ich die Zeichnungen der Pferde aus der Höhle Mas d' Azil². Das Mammut aus der Höhle von Combarelles³ erinnert fast an die Tierzeichnung eines Korin.

Die aufgefundenen Zeichnungen erstrecken sich auf alle damals lebenden Tiere. Hätten wir das Mammut nicht im sibirischen Eis vollständig erhalten aufgefunden, die Zeichnungen der damaligen Jäger allein wären imstande, uns ein vollständig richtiges Bild von dem Aussehen eines solchen Tieres zu geben. Besonders häufig finden sich die Zeichnungen vom Renttier,

¹) Hoernes, U. d. M. II. S. 560.

²) Hoernes, U. d. K. S. 32.

³) Hoernes, U. d. M. I. S. 505.

vom Pferd, vom Auerochsen und Bison. Daneben erscheinen aber ferner folgende Tiere: Moschusochs, Wildesel, Steinbock, Saiga-Antilope, Hirsch, Eber, Fuchs, Wolf, Bär, Luchs, Fischotter, Seehund, Schlange etc. Auch Fische werden der Darstellung für wert gehalten. Forellen und Hechte werden mit wunderbarer Naturtreue gezeichnet. Sogar Fischeknochen kommen zur Wiedergabe. Gegenüber dem großen Reichtum an Tierformen, der uns in den erhaltenen Funden entgegentritt, möchte ich bemerken, daß es auffallend erscheinen muß, die Zeichnungen der Vögel darunter nicht vertreten zu finden. Aus der mir zugänglichen Literatur vermag ich nur zu entnehmen, daß in Deutschland bei Andernach ein bearbeitetes Renntiergeweihstück gefunden wurde, das die Form eines Vogels aufwies¹. Weitere Funde werden nicht aufgezählt. Wenn wir bedenken, daß die damaligen Menschen mit ungemein primitiven Waffen ausgerüstet waren, so mag es uns nicht verwundern, daß sie den Vögeln geringeres Interesse entgegenbrachten, da diese als Jagdstücke weniger in Betracht kamen. Der Mangel der Gestalt des Vogels in der Kunst der älteren Steinzeit steht in auffallendem Gegensatz zu den Funden aller folgenden Stufen. Dort ist es gerade die Vogelgestalt, der wir am häufigsten begegnen.

Ebenso wie in der Zeichnung erscheinen die Tiere auch in den plastischen Wiedergaben in völliger Naturtreue trotz oft weitgehender Stilisierung. In höchst geschickter Weise sind sie meist in die Form von Dolchgriffen hineinkomponiert². Selten sind die Knochenstücke, auf welchen neben den Tieren auch der Mensch in der Zeichnung erscheint. Die Tiere kommen meist einzeln, seltener in Gruppen zur Darstellung.

In den ältesten Kulturschichten hat Piette zu Brassempouy in ziemlich schlecht erhaltenem Zustande rundplastische Darstellungen des weiblichen Körpers in Elfenbein gefunden. Die Figuren zeichnen sich durch üppige und verfettete Formen aus. Im Löß von Brünn wurden später Fragmente einer männlichen Figur, ebenfalls aus Elfenbein geschnitzt, gefunden, in jüngster Zeit zu Winzendorf in Niederösterreich ein kleines, völlig erhaltenes Kalksteinfigurchen, eine weibliche Gestalt von derselben unnatürlichen Ueppigkeit und Fettfülle, wie wir es von den französischen Funden her kennen, darstellend. Diese plastischen Darstellungen des menschlichen Körpers scheinen keinen anderen Zweck gehabt zu haben, als die Formen des Menschen nachzubilden und wiederzugeben. Völlig naturgetreu mögen sie nicht sein. In Beziehung auf das früher über die Stilisierung Gesagte haben wir es jedenfalls auch hier mit einer Art Stilisierung des Körpers nach dem Ideal der damaligen Menschen zu tun. Bei einiger Uebertreibung der Formen macht das Ganze doch den Eindruck des strengsten Anschlusses an die Beobachtung und des Bemühens, nur das Beobachtete wiederzugeben.

Wollen wir nun auf Grund des aufgezählten Fundmaterials versuchen, einen Schluß auf das Innenleben der damaligen Menschen zu ziehen, so können wir nichts anderes annehmen, als daß dieses Jägervolk in sorgloser Weise, unbekümmert um höhere Ziele dahinlebte. Eines aber müssen wir hervorheben, ihr scharfes Beobachtungstalent, ihre unmittelbare Hingabe an die sie umgebende Natur und ihre daraus abzuleitende Begabung für Linienführung. Höhere Vorstellungen wie die einer Gottheit fehlten ihnen völlig. Wäre dem anders, so müßten wir in den uns hinterlassenen Bildern irgend eine Andeutung dafür finden. Auch der Ausfluß eines Dämonenglaubens zeigt sich nirgends. Ungestört und heiter reihten sie die Bilder der sie umgebenden Welt aneinander. Daß sie zur primitivsten Begriffsbildung vorgeschritten sein

¹) Ich kann die Meinung Hoernes' nicht teilen, der in Figur 11 seines Buches U. d. K. einen Vogel zu erkennen glaubt.

²) Woermann, G. d. K. I. S. 11.

mußten, dafür haben wir allerdings Anhaltspunkte. Auf dem bekannten Rentiergeweihfragment aus der Höhle von Lortet¹ finden wir oberhalb der Rentierfiguren zwei rhombische Zeichnungen. Was sie einmal zu bedeuten hatten, darüber mag es mannigfache Vermutungen geben, jedenfalls aber stellen sie die primitivsten Symbole der Menschheit dar.

2. Die Kunst in der jüngeren Steinzeit, in der Bronzezeit und frühen Eisenzeit.

Im schärfsten Gegensatz zu den Ueberresten aus dem Zeitalter der Rentierjäger stehen die Funde aus der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit und der frühen Eisenzeit. Haben wir zuvor die Schärfe des Beobachtens, die Liebe zur umgebenden Natur, die große zeichnerische Gewandtheit bewundert, so finden wir von all dem in den folgenden Abschnitten der prähistorischen Kulturentwicklung nichts. Es ist auffallend, wie primitiv mit wenigen Ausnahmen die Plastik und die Zeichnung bis zum Eintritt der Völker in die Geschichte verbleiben. Besonders merkwürdig aber ist die geringe Anzahl der Vorwürfe, die den Künstlern als darstellenswert erscheinen. Die große Uebereinstimmung der Funde aller Fundstellen Europas zwingt uns zu der Ansicht, daß die Künstler so verschiedener Nationen nicht frei schaffen durften, daß sie unter dem Zwange von bestimmten Vorstellungen standen. Die Zeichnungen der Rentierjäger tragen alle den Stempel der Persönlichkeit an sich. Dort spricht aus jeder Zeichnung eigene Beobachtung und selbständiges Erfassen des Objektes. Die Künstler der folgenden Perioden schufen nicht nach der Natur, selbst dort nicht, wo sie sich die täglich zu beobachtenden Haustiere zum Vorwurf nahmen. Die Form der Tiere wird nur in groben Umrissen wiedergegeben, so daß sie noch gerade erkennbar sind, alle Details, alles Charakteristische einer bestimmten Stellung wird vermieden. Manche Teile, wie z. B. die Hörner des Rindes werden übertrieben groß und auffallend herausgearbeitet, während der Kopf oft nur als ein kleiner Zapfen angedeutet wird. Es geht nicht gut an, daß man sagt, die Leute haben es nicht besser machen können. Die übereinstimmende Einfachheit der Formen bei so verschiedenen Völkern durch verhältnismäßig lange Zeiträume muß einen bestimmten Vorstellungskreis und einen ausgesprochenen Willen der großen Menge zu solchen Gebilden zur Grundlage haben, die es den Künstlern unmöglich macht, aus Eigenem zu schaffen. Nur aus dem Bedürfnis nach geheiligten Formen einer einseitig ausgebildeten und zäh festgehaltenen Weltanschauung heraus sind die stets sich in gleicher Weise wiederholenden Erzeugnisse der bildenden Kunst zu erklären. Der Ackerbauer ist im Verhältnis zu einem Nomaden, der ausschließlich der Jagd obliegt, ungleich abhängiger von allen möglichen Einflüssen der ihn umgebenden Natur. Auf dieser Stufe treten zuerst mythisch-religiöse Vorstellungen und Dämonenfurcht auf. Ein Spiegel davon ist die Kunst. An sich hat sie keinen Wert, sie ist sich nicht Selbstzweck, sie muß helfen die Götter günstig zu stimmen und sie so zu erhalten. Nach vorgeschriebener, althergebrachter Weise muß sie Bilder von ihnen machen und nur von dem, was ihnen heilig ist. Alles andere könnte von Uebel sein. Wir bewegen uns daher nur in Bildern der Götter und ihrer Symbole.

Zunächst wollen wir die häufigsten, stets wiederkehrenden Vorwürfe jener Zeiten an unseren Augen vorüberziehen lassen.

Rundbilder des Menschen — des Weibes wie des Mannes — finden wir allenthalben reichlich vertreten. Nach wieviel Stilarten auch immer diese

¹) H. U. d. K. S. 15. Abb. 1.

Figuren gearbeitet sein mögen, Eines haben sie alle gemeinsam, die Starrheit, das Undifferenzierte in der Form. Einzelne Teile des Leibes nehmen oft absonderliche, unnatürliche Formen an, die nicht als zufällig, sondern als gewollt erscheinen und die uns unverständlich bleiben müßten, wenn wir nicht in ihnen Symbole der Gottheit zu erkennen in der Lage wären. Es ist nicht zu übersehen, daß wir es hier mit Bildungen zu tun haben, die unverändert durch viele Jahrhunderte weitergegeben wurden. Das Hieratische im Ausdruck ist auch niemals verkannt worden. Idole, Götterbilder, so wurden die sonderbaren Fundstücke benannt. Oft kommt die Gestalt des Menschen (Gottes) in Kombination mit allen, im Folgenden aufgezählten Tiergestalten und Symbolen vor.

Weitaus häufiger als die Menschenbilder treten die Tierfiguren auf. Nicht wahllos, um einem spielerischen Gestaltungstrieb zu genügen, hat man Tiere zum Vorwurf der Darstellung gemacht, sondern man hat aus der großen Menge der Tiere eine ganz kleine Anzahl herausgegriffen und, diese Tiere in Rundplastik wiederzugeben, wurde man nicht müde. Ob der Spaten in Griechenland oder Italien, in Frankreich oder Deutschland, in Skandinavien oder Rußland alte Grabstätten und Ansiedlungen eröffnet, überall sind es dieselben Tierformen, die fast in gleicher Ausbildung nach langer Ruhe ans Tageslicht gelangen.

Am häufigsten von allen Tieren finden wir die Gestalt des Vogels vertreten. Charakteristisch für jene Zeiten ist es, daß nur das Wesentliche eines Vogels wiedergegeben wird, die systematische Stellung, die Art des Vogels treten ganz in den Hintergrund. Andeutungsweise können wir manchmal aus den breiten Schnäbeln entnehmen, daß der Künstler Enten, Gänse oder Schwäne im Auge gehabt hatte. Aus griechischen Fundstätten kennt man Vögel, die Reihern ähnlich sehen. Sehr oft ist aber die Gestalt des Vogels nur in den dürtigsten Umrissen wiedergegeben. Es wird sofort klar, daß wir es hier mit Symbolen zu tun haben. Der Vogel erscheint einzeln, meist aber in symmetrischer Gegenüberstellung. Oft kommen nur die vordersten Partien zur Darstellung als sogenannte Vogelprotomen. Fassen wir die Gestalt des Vogels als Symbol auf, so ist es nicht zu verwundern, wenn der Vogel mit einem Rinderkopf¹ mit zwei Hörnern², ja sogar mit drei Hörnern³ erscheint. Die Zahl, in welcher der Vogel auftritt, spielt eine große Rolle. Wir sehen die Vögel zu dreien⁴ (Auf dem Rand einer bei Oedenburg gefundenen Schüssel, in deren Vertiefung sich ein Mondbild befindet, wechseln drei Vögelchen mit drei kleinen Scheiben ab. Hoernes, U. d. K. Tf. 16, Abb. 3.) zu fünf⁵ und zu zwölfen⁶ vereinigt. Oft erscheint der Vogel auf seltsam sichelförmig gekrümmten⁷ Messern, dann wieder trägt er ein vierspeichiges Rad⁸ eingeprägt. Zuweilen sind die Doppel-Vogelprotomen derartig gestaltet, daß an ihnen die Form der Mondsichel erkennbar wird⁹, bekannt ist ihr häufiges Auftreten in Verbindung mit den sogenannten Kahnfibeln, manchmal ist es zweifellos, daß sie gleichzeitig einen Nachen¹⁰ darstellen wollen.

¹) Interessant ist, daß das Symbol des sogenannten stierköpfigen Vogels schon in Babylonien bekannt war. Auf einem Siegelzylinder fand man einen Vogel mit Stierkopf, mit Brüsten und menschlichen Beinen abgebildet. Lagrange, La Crète ancienne. Abb. 43a.

²) Hampel, A. d. B. Tf. 67, Abb. 3. Hoernes, U. d. K. Tf. 9, Abb. 6.

³) Undset, A. E. S. 365, Tf. 30, Abb. 1.

⁴) Hampel, a. a. O., Tf. 56.

⁵) Fibel mit 5 Vogelprotomen. Much, Atlas, Tf. 35, Abb. 12.

⁶) 12 Vogelprotomen in Verbindung mit einem Kesselwagen, Hampel, a. a. O., Tf. 58.

⁷) Undset, a. a. O. S. 366.

⁸) Hoernes, U. d. K. Tf. 15, Abb. 4.

⁹) Lindenschmit, I, 4, Tf. 3, Abb. 1 und 9.

¹⁰) Hoernes, U. d. K. Tf. 14, Abb. 9.

Ist es nicht sonderbar, daß der Vogel auf dieser Kulturstufe eine so große Rolle spielt, während ihm im Zeitalter der Rentierjäger keine Bedeutung zugemessen wurde?

Eines der häufigsten Tiere neben dem Vogel ist das Rind. Betrachten wir so eine Rinderfigur, so erkennen wir gleich, um wessentwillen gerade dieses Tier so oft zur Darstellung kommt. Die Hörner sind es, welche bei allen Stücken mit besonderer Liebe herausgearbeitet wurden. Auffallend ist es auch, daß die Hörner am Grunde untereinander oft zusammenhängen und und so die Gestalt eines Halbmondes¹ haben. Statt des ganzen Tieres wird oft nur der Kopf gegeben. Bekannt sind die Stierköpfe² von Kreta. Schließlich treten die Hörner allein als Symbol auf. Die Helme der menschlichen Figuren erscheinen oft mit Stierhörnern³ geziert. Gefäße haben neben den Henkeln manchmal zwei Hörner⁴. Sonderbare Erscheinungen sind die symmetrischen, gegeneinandergekehrten Doppelrinder mit zwei Köpfen aber nur vier Beinen⁵, noch merkwürdiger sind die Doppel-Zwillingsrinder mit vier Köpfen und nur vier Beinen⁶. Hier möchte ich gleich erwähnen, daß auch Zwillingsgestalten von Menschen häufig gefunden wurden, sei es ganze Figuren oder Köpfe auf Fibeln nach Art des Januskopfes gestaltet.

Neben dem Rind hat man auch Bilder von Widdern gefunden, meist aber werden nur die Köpfe mit den Hörnern⁷ wiedergegeben. Wir wissen bereits vom Rind, daß die Hörner dort im Brennpunkt der Darstellung standen. Daraus müssen wir den Schluß ziehen, daß die Hörner ein Symbol waren, welches den Menschen der damaligen Zeit von besonderer Wichtigkeit erschien.

Auch Bilder von Pferden wurden häufig gefunden. Wie bei den Vögeln kennt man auch hier symmetrische Gegenüberstellung von Pferdeköpfen⁸. Merkwürdig ist, daß, wie der Vogel mit dem Rind durch einen aufgesetzten Rinderkopf in Verbindung gebracht wird, so auch das Pferd in Verbindung mit dem Vogel erscheint. Aus verschiedenen Gegenden sind uns Pferdefiguren bekannt, auf welchen kleine Vögelchen sitzen⁹.

Kurz erwähne ich, daß neben dem Pferd je nach der Oertlichkeit auch Bilder von Hirschen, Ebern und Hunden eine gewisse Rolle spielen.

In der Kunst der Hallstattperiode tritt uns die Spirale häufig entgegen. Die Grundlage dieses Motives ist die Schlange. In Schliemann's Mykenä sehen wir auf Tf. 8, Nr. 30 deutlich, wie eine Spirale in einen Schlangenkopf ausgeht. Wie ich nachweisen werde, beruht aber diese Erscheinung nicht auf zufälliger Naturnachahmung, sondern steht im Zusammenhang mit einer geschlossenen Reihe von Vorstellungen.

Von besonderem Interesse müssen für uns jene Funde sein, welche eine Kombination mehrerer Symbole darstellen. Ich greife aus der großen Menge die dreirädrigen, in Norddeutschland gefundenen, kleinen Opferwagen¹⁰ heraus. Die Wagen bestehen aus einer Achse, auf welcher drei Räder sitzen, der Gabel und der Deichselhülse. Auf Stiel und Gabel sitzen kleine Vögel in bestimmter Zahl. Uebrigens ist der Wagen mit zwei Stierköpfen geschmückt. Die Ausgestaltung des Wagens, ferner die Dreizahl der Räder sind so un-

¹) Hoernes, U. d. K. S. 499.

²) Lagrange, a. a. O. S. 83, Abb. 59.

³) Hoernes, U. d. K. S. 469.

⁴) Schliemann, Ilios Nr. 426.

⁵) Hoernes, U. d. K., Tf. 9, Abb. 9.

⁶) Ebenda, Tf. 12, Abb. 6.

⁷) Ebenda, Tf. 15, Abb. 23; Tf. 16, Abb. 4 und 6. Hofmuseum zu Wien, Funde aus dem Kaukasus.

⁸) Hoernes, U. d. K., Tf. 13.

⁹) Hoernes, U. d. K., S. 481.

¹⁰) Zeitschrift für Ethnologie, 1873, Verhandl. und Tf. 18.

gewöhnlich, daß diese Wagen von jeher als Kultobjekte bezeichnet wurden. Schon Virchow ist es aufgefallen, daß die Zahl der Speichen eines Rades bei Wagen dieser Art stets vier beträgt. Ueberblicken wir die Funde aus der Bronze- oder frühen Eisenzeit irgend eines Gebietes, so werden wir finden, daß das Rad, insbesondere das vierspeichige als Symbol eine große Rolle spielt. Sehr häufig sind die kleinen Bronzeräder in Amulettform mit bestimmter Speichenanzahl. Am häufigsten treten die Speichen in der Vier-, dann in der Acht-, ziemlich oft auch in der Sechszahl auf. Diese Räder finden wir bei Schmucksachen häufig in Verbindung mit Vogelprotomen¹. Rad und Vogel müssen offenbar einen ähnlichen Symbolwert haben. Auf gallischen Helmen sehen wir zwischen Stierhörnern sechsspeichige Radsymbole². Es muß also auch eine Beziehung zwischen den Hörnern des Rindes und dem Rad bestehen. Das Rad finden wir öfters so ausgebildet, daß an den Enden der Speichen mondsichelartige Bogen stehen³.

Im Süden — hauptsächlich in Kreta — zum Teil auch im Norden spielt als Symbol das Beil eine große Rolle. Auch die beilförmigen Gebilde stehen im Zusammenhang mit dem Vogel⁴, den Hörnern des Rindes⁵ und der Mondsichel⁶.

Schließlich möchte ich noch jener Gebilde Erwähnung tun, die als Rasierrmesser in der Literatur bekannt sind. Daß sie jemals tatsächlich diesem Zweck gedient haben, ist nicht wahrscheinlich. Ich bin der Ansicht, daß es sich hier um Kultmesser handelt. Von besonderem Interesse sind die Formen. Stets sind die Messer gekrümmt und haben ein sichelförmiges Aussehen. Manchmal sind sie schmaler, manchmal breiter. Es wurden Messer gefunden, welche die Form einer halbierten Scheibe hatten, dann solche, bei welchen nur wenig zur vollen Kreisform fehlte und schließlich solche, welche einer vollen Kreisscheibe sehr nahe kommen. Die letzteren zeigen wegen ihres meist schlechten Erhaltungszustandes die erwähnte Form mehr oder weniger undeutlich.

Aus der kurzen Vorführung der wichtigsten Menschen- und Tiergestalten und Symbole ergibt sich die sonderbare Tatsache, daß diese Bilder in nahezu gleicher Ausführung und Anordnung auf allen prähistorischen Fundstätten Europas zu Tage gefördert wurden. Unabweisbar drängt sich uns die Vermutung auf, daß allen diesen Gebilden eine gemeinsame Idee zu Grunde gelegen haben muß, aus welcher heraus ihre Verkettung und Stellvertretung untereinander verständlich erscheint. Aus der eben angeführten Zusammenstellung ergibt sich ferner, wie ich glaube, von selbst die Erkenntnis, daß zwischen den Figuren des Rindes, des Vogels, dem Radsymbol und anderen Symbolen irgend ein Zusammenhang bestehen muß. Es geht nicht an, beispielsweise die Pferdebilder mit dem ebenso schönen als bequemen Namen „Totentiere“ zu belegen. Was haben nun diese geheimnisvollen Gebilde für eine Bedeutung?

Sie sind die Verkörperung eines Mondmythos, im weitesten Sinn eines astralen Mythos, sie sind die Zeugen für eine mit dem Eintritt jener Völker in die Geschichte meist verloren gegangene, von der späteren völlig verschiedene Weltanschauung. Diese Behauptung werde ich in den nächsten Abschnitten zu beweisen haben.

¹) Hoernes, U. d. K. Tf. 14, Fig. 3.

²) Duruy, Histoire des Romains, III. S. 103.

³) Hofmuseum, Saal XIII, Kasten 31.

⁴) Hoernes, U. d. K. Tf. 10, Fig. 9.

⁵) Lagrange, a. a. O. S. 83, Fig. 59. Schuchardt, Schliemanns Ausgrabungen.

II, Fig. 261.

⁶) Hofmuseum. S. XIII, K. 17.

3. Der Mondmythos.

Man hat ziemlich früh erkannt, daß sich in den Märcen und mythischen Erzählungen Vorgänge am Himmel widerspiegeln, nur wollte man alle möglichen meteorologischen Erscheinungen durch die Märcen und Mythen poetisch illustriert sehen. Erscheinungen, die untereinander in keinem Zusammenhang stehen, wie Jahreszeiten, Regen, Donner und Blitz, Sturm, Morgen- und Abendröte, sollten als Grundlage in den sonderbaren Erlebnissen und Taten der Märcenprinzen und Mythenhelden die Hauptrolle spielen. Gewissermaßen als die oberste mythische Persönlichkeit, auf die schließlich alle Erzählungen zurückzuführen seien, nahm man die Sonne an. Die Vertreter der neueren vergleichenden Mythenforschung aber sind zur Einsicht gekommen, daß die Anzahl der immer und überall wiederkehrenden Motive eine beschränkte ist und daß diese in der Mehrzahl der Fälle von der Art sind, daß ihre Zurückführung auf die Sonne sich als unmöglich erweist. Schon Gubernatis hat in seinem Buche „Die Tiere in der indogermanischen Mythologie“ den Einfluß erkannt, den der Mond auf das Zustandekommen von Mythen gehabt hat. J. G. von Hahn ist es gewesen, der in seinen umfassenden Studien zum ersten Male die Bedeutung des Schwarz(Neu-)mondes nachgewiesen hat. Er hat dadurch eine Reihe von Motiven erklären können, die bis dahin unverstanden geblieben sind. Ihm sind rührige Forscher gefolgt, welche an der Hand bestimmter Motive nachweisen konnten, daß die Grundlage fast aller mythischen Erzählungen und Märcen die wechselnde Gestalt des Mondes ist. Zweck dieser Arbeit ist es nicht, diesen Nachweis hier nochmals zu liefern. Ich verweise auf Leßmann's ausgezeichnete Zusammenfassung „Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung“¹. Daß neben dem Mond auch die Sonne und andere Himmelskörper eine Rolle im Mythos spielen können, wird nicht bezweifelt, doch soll hier der Standpunkt vertreten werden, daß der Mondmythos der älteste ist und daß sich in Mythen, die sich auf andere Himmelskörper beziehen, gewisse Motive als Ueberreste eines ursprünglichen Mondmythos des öfteren nachweisen lassen.

Es ist leicht einzusehen, daß der Mondmythos der ursprünglichste ist. Der Mond mit seinen abwechselnden und innerhalb einer bestimmten Zeit stets wiederkehrenden Gestalten ist dasjenige Objekt, welches für den primitiven Menschen der Beobachtung am leichtesten zugänglich ist. Werden Vorgänge am Himmel als direkte Ursachen für das Zustandekommen von Mythen zugegeben, so wird sicherlich der Mond mit dem dramatischen Verlauf seiner Phasen den ersten Anstoß dazu gegeben haben und gewiß nicht die Sonne, an der primitive Menschen nichts anderes als Aufgang und Untergang beobachten können. Es ist charakteristisch, daß gerade im hohen Norden, wo man doch annehmen müßte, daß hier der Einfluß der Sonne hinsichtlich der Jahreszeiten leichter hätte erkannt werden können, sich die Merkmale eines zweifellos vorhanden gewesen Mondmythos am reinsten und deutlichsten erhalten haben.

Die Phasen des zu- und abnehmenden Mondes werden dem primitiven Menschen wie von selbst zu einer Geschichte. Der Vollmond ist der glänzende Held. Ihm stellt sich in der anderen, schwarzen Hälfte des Mondes eine feindliche Macht entgegen, die ihn schließlich vernichtet. So stirbt der Mythengott und das Ungeheuer, der Schwarzmond, triumphiert über ihn. Es währt jedoch nicht lange, da erwacht der Held, durch Zauberkräuter gestärkt, zu neuem Leben, oder in seinem Sohne erhebt ihm ein Rächer. Schließlich

¹) Leßmann, H.: „Aufgaben u. Ziele der vergleichenden Mythenforschung“. Mytholog. Bibliothek. Bd. I, Heft 4, 1908.

erringt der Held den Sieg über die finsternen Mächte. Der aufnehmende Mond drängt den Schwarzmond völlig zurück. Lichtmond und Schwarzmond erscheinen auch öfters als zwei feindliche Brüder, von denen der eine den andern hinterlistiger Weise tötet. Meist tritt aber dem Mythenheld irgend ein Ungeheuer entgegen, eine vielköpfige Schlange, ein Drache, ein Wolf, ein wilder Eber oder sonst irgend eines der verderbenbringenden Tiere. Daß diese primitive Form des Mythos sich nicht auf atmosphärische oder irgendwelche andere Himmelserscheinungen beziehen kann, ergibt sich aus den bezüglichen Motiven, die, auf jene Erscheinungen angewandt, unverständlich bleiben, in Beziehung zum Mond gebracht, aber ohne weiteres verständlich sind.

Im Gefolge des Helden befinden sich Tiere, welche ihm bei seinen Taten helfen. Es sind dies gewöhnlich der Hund, das Pferd und der Vogel. Auf diese Weise sind die Tiere mit dem Mondmythos verknüpft. Dem Helden feindliche, dämonische Tiere sind beispielsweise die Schlange, der Wolf, der Eber. Der Löwe, der allgemein als Symbol der Sonne angesehen wird, ist gewöhnlich ein Feind des Mythenhelden. Auf babylonischen, assyrischen, dann auf vom Orient beeinflussten griechischen Denkmälern sehen wir, wie der Mythenheld den anspringenden Löwen mit dem Sichelschwert tötet.

Das primitive Tiermärchen ist insoferne auf einen Mondmythos zurückzuführen, als hier die entsprechenden Motive auf bestimmte Tiere übertragen werden. Als Beispiel sei das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein angeführt. Dem Lichtmond und seinen Phasen entspricht hier die Ziege mit ihren Jungen, dem Schwarzmond der Wolf. Ebenso wie die Ziege und das Schaf erscheint auch das Rind als Verkörperung des Lichtmondes. Aus ähnlichen Märchen mythischen Gehaltes können wir entnehmen, daß unter den Vögeln der Falke, der Hahn, die Ente, der Schwan als Symbole des Lichtmondes gelten, der Adler und die Krähe meist als solche des Schwarzmondes. Merkwürdig ist es nun, daß ein und dasselbe Tier bald als Symbol des Licht- bald als das des Schwarzmondes auftritt. Von schwarzer Farbe ist es, wenn es zum Schwarzmond in Beziehung tritt, weiß oder golden ist es, wenn es den Lichtmond vorstellen soll. Kühe, Pferde, Lämmer, Ziegen, Hühner, ja selbst Krähen kommen in den Märchen, welche von mythischem Gehalt sind, bald in schwarzer, bald in weißer Farbe vor. Ja sogar der Frosch, der zumeist als Bild des Schwarzmondes erscheint, tanzt im 23. mongolischen Märchen als goldenes Fröschlein, bis ihn die böse, schwarze Dohle entführt und ihn zerreißen will.

Wenn der Mythenheld zum Kultgott wird, so erscheint er mit gewissen Attributen, welche aus seiner Mondnatur abzuleiten sind. Einige solche Attribute¹ mögen hier genannt werden: Die Scheibe, das Horn oder das Hörnerpaar, das Krummesser oder Sichelschwert, die Axt, der Nachen. Der Gott tritt in Begleitung solcher Tiere auf, welche im Mythos eine besondere Rolle spielen, wie beispielsweise in der des Rindes, des Vogels, des Pferdes, des Löwen, der Schlange usw. Da die genannten Tiere und Symbole sich alle auf denselben Gegenstand beziehen, so ist es nicht verwunderlich, daß sie von einer sich nur in diesen Vorstellungskreisen bewegenden Phantasie miteinander in buntem Wechsel kombiniert wurden. Aus der ägyptischen Kunst sind solche Symbole allgemein bekannt. Vor dem Amontempel zu Soleb befindet sich eine Widderallee. Jeder Widder hat zwischen den Hörnern eine Scheibe und vor der Scheibe erscheint die Brillenschlange. Weit verbreitet ist das Symbol der geflügelten Scheibe, an welcher zu beiden Seiten Schlangen emporzüngeln. Oft finden wir auf den ägyptischen Denkmälern die geheiligte Barke abgebildet, die vorne und rückwärts in Widderköpfe endigt. Horus

¹) Siehe E. Siecke, Götterattribute und sogenannte Symbole.

trägt auf seinem Haupt zwei Stierhörner, ferner sieben Schlangen mit Mondscheiben¹. Aus der persischen Kunst sind die geflügelten Stiere jedem geläufig.

Aus diesen Ausführungen geht schon hervor, daß beispielsweise das Bild eines Menschen mit Stierleib und Flügel nicht durch die Tätigkeit einer erhitzten Phantasie zustande gekommen sein kann, wie man das oft zu lesen bekommt, sondern daß diesem sonderbaren Bild ein bestimmter Gedankeninhalt zu Grunde liegen muß. Wir kennen ihn bereits. Es ist der über die ganze Erde verbreitete, uralte Mythos vom Monde.

4. Die Funde der jüngeren Stein-, der Bronze- und Eisenzeit und ihre Beziehung zum Mondmythos.

Nachdem ich das Wesen des Mondmythos dargelegt habe, will ich in diesem Abschnitte zeigen, daß die Funde aus den angegebenen Epochen im vollen Einklang mit den uns bekannten Mond-Mythen und Märchen stehen, daß manche Fundstücke geradezu als Illustrationen für gewisse mythologische Vorstellungen anzusehen sind.

a) Idole von menschlicher Gestalt.

Unter den Idolen von menschlicher Gestalt, die Schliemann und andere in Griechenland und Kleinasien ausgegraben haben, fallen einige durch ihre ganz absonderliche Gestalt auf. Das sind einmal Figuren rohester Bildung, welche nur die Andeutung eines Kopfes, einen langen, schmalen Hals und einen kreisrunden Leib besitzen². Jede Andeutung von Beinen oder Armen fehlt. Das in die Augen Springende bei diesen Idolen ist der große, kreisrunde Leib. Bilder solcher Ausbildung geben zu denken. Sie sind Stilisierungen unter dem Einfluß von bestimmten Vorstellungen. Das Fehlen der Arme und Beine ist durch das hohe Alter und die geringen Kenntnisse und Fähigkeiten des Bildners nicht zu entschuldigen. Im Gegenteil, der primitive Künstler wird so auffallenden und wichtigen Körperteilen, wie Armen und Beinen, seine besondere Aufmerksamkeit entgegenbringen und sich gar nicht getrauen, sie einfach wegzulassen. Das Fehlen der Arme und Beine läßt hier mit Sicherheit den Schluß zu, daß wir es mit geheiligten Formen zu tun haben. Im Zusammenhang damit stehen die Figuren in Schieman's „Tyrins“ auf Tf. 25 a und d. Die eine Figur ist eine runde Scheibe mit nur angedeutetem, unverhältnismäßig kleinen Kopf, die auf einem schmalen, kugelförmigen Gebilde ruht. Auf der Scheibe sind Brüste angedeutet. Noch merkwürdiger ist die Figur d. Hier ruht ein ausgesprochen halbmondförmiges Gebilde mit Andeutung von Brüsten in der Mitte ebenfalls auf einem schmalen Kegel, der offenbar den Rock der weiblichen Figur darstellen soll. Aus der halbmondförmigen Bildung ragt ein schmaler Stil empor, der am Ende sich etwas erweitert und als Kopf nur erraten werden kann. Bei diesen Figuren ist gar kein Zweifel möglich, daß sie Mondbilder darstellen. Die Figur a ist ein Bild des Vollmondes, die Figur d ein Bild der Mondsichel.

b) Die Zwillinge.

Ein bei allen indogermanischen Völkern weit verbreiteter Mythos, bezw. Märchen, berichtet von den Schicksalen und Taten der Zwillinge oder der beiden Brüder. Mögen sie nun die Açvinen, Kastor und Pollux oder irgendwie anders heißen. Meist stehen sich die zwei feindlich gegenüber — sie werden ausdrücklich als schwarz und weiß bezeichnet (dunkle und helle

¹) P. Ch. I. S. 723.

²) Schliemann, Ilios, S. 377 u. ff.

Mondsichel) — manchmal aber erfährt der eine, der daheim geblieben ist, durch das Schwarzwerden eines blanken, in einen Baum gestoßen Schwertes, daß dem andern Bruder ein Unglück widerfahren ist. Er zieht aus und bekämpft das Ungeheuer, das seinen Bruder verschlungen hat, tötet es und befreit den Verschlungenen aus dessen Bauch¹.

Wir finden das Zwillingsspaar zweimal auf italienischem Boden. Bei Torre di Mordillo wurden kleine Bronzefigürchen gefunden, welche die Zwillinge aneinandergedrückt wiedergeben². Hierher gehört auch der Griff eines bei Hallstatt gefundenen Schwertes, in welchem zwei Männchen mit den Sohlen beisammen, mit den Köpfen nach verschiedenen Richtungen schauend angebracht sind³. Undset⁴ bildet die Figur eines behelmtten Mannes ab, der auf einem Träger sitzt. Des Mannes Haupt ist mit einem, mit Hörnern geschmückten Helm bedeckt, um Hals und Leibesmitte liegen Ringe. Das Ganze wurde in Dänemark gefunden, der nähere Fundort ist jedoch unbekannt. Zur Zeit der Auffindung hielt die Figur in der jetzt fehlenden, rechten Hand ein Beil. Neben der Figur ist eine Art Zapfen vorhanden, der vermuten läßt, daß hier eine der Stellung nach zur ersten symmetrische Figur weggebrochen ist. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die verloren gegangene der übrig gebliebenen in allen Stücken gleichgesehen hat — die symmetrische Anordnung spricht dafür — und daß es sich hier ebenfalls um die Darstellung der Mondzwillinge gehandelt hat. Eine ähnliche Idee finden wir auch in anderen, nunmehr zur Besprechung kommenden Funden aus Norddeutschland ausgedrückt. Der Kopf des Janus bifrons (eines ausgesprochenen Mondgottes) mit seinen nach entgegengesetzten Richtungen schauenden Antlitzen drückt nichts anderes aus als die gegensätzlichen Mondsicheln⁵. Bei Berlin wurde eine Fibel, der La Tène-Zeit angehörig, gefunden, auf welcher zwei, nach entgegengesetzten Seiten stehende Köpfe zur Darstellung kommen⁶. Gewissermaßen um die Bedeutung dieser Köpfe ganz klar zu machen, endigt die Fibel auf der einen Seite in einen stilisierten Widderkopf. Der Widder aber ist ein typisches Mondtier. Wir kennen ferner Fibeln mit zwei fratzenhaften Masken und dazwischen liegendem, halbmondförmigen Fibelteil⁷. Merkwürdig ist eine Fibel mit drei Köpfen, von denen der mittlere kreisrund und vollmondähnlich ist, während die zu beiden Seiten stehenden schmal sind und die Gestalt der Mondsichel wiedergeben⁸. Es wurden auch Fibeln mit vier Köpfen gefunden. In der Mitte sind zwei Köpfe

¹) Die Zwillingsgestalten finden wir neben den entsprechenden Sagen auch in der Kunst der primitiven Völker. Beispiele dafür bietet das Wiener Hofmuseum (ethnolog. Abteilung). Im Saal XIV, K. 106 sehen wir von Giljaken aus Holz geschnitzte Zwillingfiguren mit den Rücken gegeneinander gekehrt. Ähnliche Figuren K. 109 und 110 aus dem Amur-Gebiet; hier erscheinen unter anderem die Figuren auch in der Dreizahl. Eine sonderbare Figur von den Nikobaren mit verdoppelten Armen und verdoppelten Füßen tritt uns im S. XV, K. 30 entgegen. Merkwürdige Zwillingsgestalten aus Westafrika fallen im S. XIX, K. 66 auf. Die Figuren sind hier so einander gegenübergestellt wie in dem unten erwähnten Schwertgriff. Siehe Anmerkung 3. Es wäre verlohrend, die Kunst-erzeugnisse primitiver Völker auf derartige Gedankeninhalte hin zu untersuchen. Freilich bietet die niedrige Stufe der Kultur keine Gewähr für wirklich primitive Zustände. Oft sind wir in der Lage zu erkennen, daß die Kunst solcher scheinbar primitiver Völker eine lange Entwicklung hinter sich haben muß und daß die gegenwärtigen Formen den Stempel eines eigenartig ausgebildeten Stiles an sich tragen. So glaubt man in den geschnitzten Bildwerken der Bewohner des Neu-Britania-Archipels eine entartete und fratzenhaft verzerrte Gotik zu erkennen.

²) H. U. d. K. Tf. 8, Fig. 10, 11.

³) H. U. d. M. (Götschen), Fig. 33.

⁴) Undset, A. E. S. 369.

⁵) Siecke, G. S., S. 74.

⁶) Undset, A. E., Tf. 22, Fig. 11.

⁷) Lindenschmit, III, 9, Tf. 1, Fig. 1, a. s. o. II, 4, Tf. 2, Fig. 3, 10.

⁸) Ebenda, I, 4, Tf. 3, Fig. 3.

gegen einander gekehrt, die beiden andern Köpfe verzieren die beiden Enden¹⁾. Die letzteren Formen mit vier Köpfen erinnern an den etruskischen Janus quadrifrons. In Vetulonia wurden als Krönung einer Säule tatsächlich vier nach den vier Himmelsrichtungen schauende, aneinanderhaftende Köpfe gefunden. Mit all dem aber will ich nicht gesagt haben, daß die angeführten Gegenstände vielleicht Janusbilder seien, sondern ich möchte nachgewiesen haben, daß auf Grund gemeinsamer primitiver Vorstellungen, die im Mondmythos wurzeln, dem Gedankeninhalt nach ähnliche Erzeugnisse bildender Kunst in verschiedenen Ländern und zu ganz verschiedenen Zeiten unabhängig von einander entstehen können.

Schließlich möchte ich noch einen Bronzefund aus Falerii²⁾ anführen. Hier stehen in zwei Rahmen, einander entgegengesetzt, zwei menschliche Figuren mit ausgestreckten Armen. Der Rahmen und die Figuren sind mit kleinen Vögelchen besetzt. Man könnte zunächst auch hier an die Zwillingbrüder denken. Das geht in diesem Falle aber nicht ohne weiteres, denn die eine Figur ist weiblich, die andere männlich. Nehmen wir in den Mythenschatz der indogermanischen Völker Einblick, so werden wir finden, daß neben dem Zweibrüder-Märchen eine Variante mit Bruder und Schwester häufig auftritt. Die Schwester ist dem Bruder feindlich gesinnt und sucht ihn dem Drachen auszuliefern. Der Bruder gewinnt aber schließlich den Sieg über das Ungeheuer. Daß das vorliegende Fundstück an diese eben entwickelte Vorstellung anknüpft, wird dadurch wahrscheinlicher, daß es mit Vögeln geschmückt ist, welche in diesen Mythen eine besondere Rolle spielen.

c) Der Vogel.

Die Gestalt des Vogels ist in der Kunst des alten Orients und Aegyptens verhältnismäßig spärlich vertreten. In Babylonien sehen wir das Bild eines Vogels einmal in einer Prozession getragen³⁾. Aus Aegypten ist der Sperber als symbolischer Vogel bekannt. (Die Gestalt des Vogels erscheint dort sehr oft auf Wandmalereien, aber nicht als Kultsymbol, sondern in Szenen des täglichen Lebens.) Auf Cypern und in Phönikien tritt der Vogel in der Frühkunst als Taube⁴⁾ auf. Im Gegensatz zu diesem, mehr spärlichen Vorkommen erscheint die Gestalt des Vogels in den prähistorischen Funden Griechenlands und Italiens ganz besonders aber in denen Oesterreichs und Deutschlands in auffallend großer Zahl. Auf allen diesen Fundstätten ist er entweder von ganz allgemeiner, schematischer Ausbildung, oft hat er aber die Gestalt eines ententartigen Vogels oder eines Schwanes mit breitem Schnabel. Nachdem ich im Vorhergehenden über die Funde schon gehandelt habe, möchte ich jetzt Einiges über die Bedeutung des Vogels in den Mythen und Märchen anführen. Wir haben schon gehört, daß es Vögel gibt, welche als Symbole des Voll-, und solche, welche als Symbole des Schwarzmondes aufzufassen sind, daß aber jeder Vogel zugleich auch Symbol beider entgegengesetzter Mondphasen sein kann, je nachdem er in weißer oder in schwarzer Farbe auftritt. Ein Beispiel dafür ist unter anderem der Pfau, der im Schmuck seines Gefieders den Vollmond symbolisiert, wenn er aber im Herbst seine Federn verloren hat und krähenartig geworden ist (als solcher heißt er dann manchmal der Krähenpfau), stellt er ein Bild des Schwarzmondes dar. Im Zusammenhang damit verstehen wir es, wenn aus einem weißen Vogel ein schwarzer wird. Interessant ist in dieser Hinsicht die Krähe. Nach griechischem Mythos war die Krähe früher weiß. Apollo aber hat sie aus Zorn über die Treulosigkeit

¹⁾ Lindenschmit, II, 4, Tf. 2, Fig. 4, 5.

²⁾ H. U. d. K. Tf. 8, Fig. 12.

³⁾ P. Ch. II, Fig. 227.

⁴⁾ P. Ch. III, Fig. 142.

der Koronis in einen schwarzen Vogel verwandelt. Im Gegensatz dazu kann auch aus einer schwarzen Krähe eine weiße werden. Diese Vermutung finden wir in den esthnischen Märcen bestätigt. Dort ist die Krähe ein Symbol des Vollmondes und es wird erzählt, wie aus einer schwarzen Krähe eine weiße Krähe geworden ist¹. Die Araber glauben², daß junge Raben die vierzig ersten Lebenstage weiß seien, dann aber schwarz würden. Lichtmond und Schwarzmond im Kampfe miteinander, das ist auch der Sinn dessen, was Aristoteles im 29. Buch seiner Tiergeschichte erzählt. Die Krähe kämpft mit der Eule, deren Eier sie am Mittag zerstört, während dagegen die Eule während der Nacht die Eier der Krähe verzehrt. Oft aber sehen wir einen direkten Zusammenhang des Vogels mit dem Mond. Es heißt, daß die Wachtel bei Aufgang des Mondes zu rufen beginnt und daß ihr Kopf je nach Gestalt des Mondes kleiner und größer wird. Bei Oedenburg wurde eine Schüssel³ gefunden, in deren Mitte ein Bild der Mondsichel steht, während auf dem Rande abwechselnd drei kleine Vögel und drei kleine Scheiben angebracht sind.

In den Märcen, besonders in den deutschen und nordischen, spielt der Vogel eine große Rolle in der Weise, daß eine bestimmte Anzahl von Söhnen oder Töchtern durch einen bösen Zauberer oder eine Hexe in Vögel verwandelt wird und daß diese nach gewisser Zeit wieder Menschen werden. Die Verwandlung erfolgt entweder in schwarze Vögel (Raben) oder in weiße (Tauben, Enten, Schwäne)⁴. Auch die Grundlage dieser Märcen ist unzweifelhaft die wechselnde Mondgestalt, Schwarzmond und Lichtmond⁵. Die Zahlen, die hier in bestimmter Verbindung vorkommen, weisen auf die Einteilung des Mondmonats in drei neunnächtige Wochen, in denen der Mond sichtbar ist, und in drei Monatsepagomenen, während welcher er verborgen bleibt, hin. Zu der Entengestalt der meisten prähistorischen Vogelbilder möchte ich noch bemerken, daß Berchta in eine Ente verwandelt wird und daß es von ihr wie von der Göttin Freya⁶ heißt, sie hätten Schwan- oder Gansfüße besessen. Beide sind typische Mondgöttinnen. Es ist nicht zufällig, daß wir den symmetrisch gegenübergestellten Vogelköpfen in der Kunst jener Zeit so häufig begegnen. Sie sind Zwillingsgestalten und bedeuten nichts anderes als die gegensätzlichen Mondsicheln. Wir sehen hier die künstlerische Darstellung abhängig von mythisch-religiösen Vorstellungen. Wir werden noch ferner verfolgen können, wie groß der Einfluß solcher Vorstellungen besonders auf die Ornamentik war.

Wie schon früher erwähnt, ist die Gestalt des Vogels mit Rinderhörnern nicht selten. Es wurden auch gehörnte Vögel mit vier Beinen gefunden, so daß, wie Hoernes⁷ sich ausdrückt, die Gestalt des Rindes hier

¹) Kreuzwald, Esthnische Märcen, übers. v. Löwe, 1. Märcen.

²) Dähnhardt, Natursagen I, 286.

³) H. U. d. K. Tf. 16, Fig. 3.

⁴) In der hellenistischen Periode waren Verwandlungen ähnlicher Art der Lieblingsvorwurf poetischer Darstellungen. Das bekannteste Werk dieser Art sind die Verwandlungen des römischen Dichters Ovid. Der Antrieb zu diesen Dichtungen aber liegt nicht in irgend einem mythologischen Bedürfnis, sondern lediglich in dem sentimental-naturgefühl jener Zeit. Verwandlungen von interessanten Männern oder Frauen in Bäume, Felsen, Quellen, kurz in Gegenstände einer schwärmerischen Naturbegeisterung werden vor allem bevorzugt. Der mythische Gehalt der Fabel ist in allen Fällen vollständig in Vergessenheit geraten. Nach einem uns geläufigen Ausdruck haben wir es mit nichts anderem, als mit modernen Umdichtungen zu tun.

⁵) Man vergleiche Grimm, Kinder- und Hausmärcen, Nr. 9, 25, 49, 69, 93, 123, 135. (In dem letzten ist der Mondmythos in klarster Weise zu erkennen.) H. U. d. K. Tf. 9, Abb. 6. Gehörnter Vogel mit 8 Jungen. Vergleiche die Gluckhenne im Märcen mit 9 oder 12 Küchlein.

⁶) Von Freya wissen wir ferner, daß sie ein Falkengewand besitzt und sich damit in einen Falken verwandeln kann.

⁷) H. U. d. K. S. 496.

dem Vogel gleichsam den Platz streitig macht. Auch in diesem Falle sind wir in der Lage, den Funden die entsprechenden Mythenmotive an die Seite zu stellen. Nach Gubernatis¹ geht in den Veden und im Avesta der Vogel aus der Kuh hervor. Im 55. Märchen des 6. Buches der russischen Märchensammlung von Afanassief wird die Kuh in einen Baum mit vielen Vögeln und schönen Früchten verwandelt. Nach Gubernatis² sehen wir den Zusammenhang zwischen Rind und Vogel auch in der Sage von dem Bogen Mithras, über welchen sich die zähen Kuhsehnen von tausend Bogen spannen. Die Sehne schleudert tausend Pfeile, die mit Geierfedern befiedert sind. So kommt auch hier aus der Kuh der Vogel hervor.

d) Das Rind.

Die Figur des Rindes ist in der Kunst des alten Orients von großer Bedeutung. Bekannt ist der menschenköpfige, geflügelte Stier der Assyrer und Perser³. Nielsen hat in seinem Werk „Die altarabischen Mondreligionen und die mosaische Ueberlieferung“ solche Stierfiguren und Stierköpfe auch für Südarabien nachgewiesen. Die weibliche Gottheit der Aegypter wird als Kuh dargestellt, welche zwischen den Hörnern eine Scheibe trägt.

In der prähistorischen Kunst finden wir ganze Figuren des Rindes, Köpfe, schließlich nur die Hörner vor. Uebereinstimmende Bildungen kennen wir aus Griechenland, Italien, Hallstatt, Deutschland und Dänemark, ja sogar aus dem Kaukasus. Wir können nachweisen, daß das Rind in den Mythen der indogermanischen Völker eine bedeutende Rolle gespielt hat. In den Veden erscheint Indra als Stier, umgeben von vielen Kühen, die mit ihm den Kampf gegen die Ungeheuer in Gestalt von Wölfen, Schlangen und wilden Ebern ausfechten. Die Beziehung des Rindes zum Mond ergibt sich schon aus dem Namen. In Sanskrit hat *go* neben anderen Bedeutungen auch die vom „Mond“, im Zend heißt der Mond auch *gaoithra*, d. h. der, welcher den Stiersamen besitzt. Zeus erscheint in Gestalt eines Stieres. Häufig sind die Stiere, die aus dem Meere kommen. Ein Meerstier zeugt mit Pasiphae den Minotauros, ein Geschöpf, halb Stier, halb Mensch. In der 3. kalmyckischen Erzählung geht aus der Verbindung eines Mannes mit einer Kuh ein menschliches Wesen mit einem Stierkopf hervor.

In der fränkischen Sage zeugt ein Meerstier mit der am Ufer schlafenden Königin den König Merovius, den ersten der Merowinger. In den Märchen treten bald schwarze, bald weiße Kühe auf. Kühe, bei Tag gesehen, sind ein gutes Vorzeichen, bei Nacht hingegen ein schlechtes. Im Traume Pharaos

¹) Gubernatis, Abschnitt Stier und Kuh.

²) Ebenda.

³) Es ist interessant zu beobachten, wie bei den Assyrern und in Aegypten sich schon frühzeitig zwei völlig verschiedene Richtungen in der Kunst gegenüberstehen. Die eine bewegt sich in geheiligten, erstarrten Formen und stellt mit Vorliebe sonderbare Mischwesen und fabelhafte Tiergestalten dar, die nie auf Erden gesehen wurden. Sie wurzelt im Mythos. Die andere aber hält sich an die Wirklichkeit und die Schärfe der Beobachtung tritt bei allen ihren Werken klar zu Tage. Sie knüpft an das Leben des Alltags an, sie ist sich Selbstzweck. So weist sie Leistungen auf, die, was Unmittelbarkeit des Erfassens und Großzügigkeit der Darstellung anlangt, zu dem Besten gehören, was wir überhaupt kennen. Man vergleiche die starren Formen der geflügelten Stiere der Assyrer und die berühmten Reliefs des blutspeienden Löwen und der zusammenbrechenden Löwin, ferner die Götterbilder der Aegypter und die unter dem Namen „Der Schreiber“ bekannte Kalksteinstatue aus der Zeit der 4. und 5. Dynastie. Fast in jedem Entwicklungsgang können wir diese zwei Richtungen in der Kunst verfolgen. So halten in Japan die Maler der Tosa-Schule an den ererbten Formen fest, während die Kano-Schule die berühmtesten Impressionisten zeitigt. Die zwei Richtungen repräsentieren immer zwei Weltanschauungen. Die eine geht auf den Mythos zurück (deduktiv), die andere macht sich die intensivste Erfassung und Wiedergabe der Sinneneindrücke zur Aufgabe (induktiv).

stehen sieben fette sieben mageren Kühen gegenüber. Die sieben mageren fressen die sieben fetten. Schwarze Kühe wurden bei den Leichenfeierlichkeiten der Inder geopfert. Den Toten wurde Speise mitgegeben, darunter die Nieren der Opfertiere. Die Nieren jedenfalls wegen ihrer Mondgestalt. Das dem so ist, können wir aus Folgendem erschließen. Die Mondgestalt hat auch die Bohne. Wie Gubernatis¹ berichtet, ist es im Piemontesischen Sitte, am Allerseelentage an die Armen, welche für die Seelen der Verstorbenen beten, Bohnen zu verteilen. Ebendasselbst wird eine weiße und schwarze Bohne am Epiphaniastage in den Kuchen gesteckt. Hierher gehört auch das Verbot des Pythagoras, Bohnen zu essen. Der Kuh wird in den Märcen und Mythen öfters die Haut abgezogen und sie stirbt. Hierauf aber erlangt sie wieder ihre frühere Gestalt. Auch hier ist der Einfluß des Mondes für die Entstehung eines derartigen Motives deutlich. Von den Rhibus, den drei Brüdern, zieht einer der Kuh das Fell ab, der zweite macht es während der Nacht zurecht, der jüngste schmückt die neuerwachte Kuh des Morgens damit. Im Zusammenhang damit zieht Indra einem Mädchen, das er liebt, welches aber während der Nacht häßlich ist, die Haut ab (Schwarzmond) und stellt ihre Schönheit am Morgen wieder her (Vollmond).

Die Kuh ist bei den Indern ein Symbol der Fruchtbarkeit. Auf die Kuhhaut muß sich das junge Weib setzen, welches Mutter werden will. So hängt die Kuh (Mond) mit dem Tod und der Geburt des Menschen zusammen. Denn das Leben des Menschen, das erkennen wir schon jetzt, ist nach jener alten, uns völlig verloren gegangenen, mythischen Weltanschauung ein Wiederspiel der Vorgänge am Himmel, speziell derer am Mond. Die Kuh ist öfter die Mutter des Helden. Ein Fisch wird gekocht. Von dem Wasser, in welchem er gekocht wurde, trinkt die Kuh. Vom Fisch nascht die schwarze Dienerin. Die Königin ißt ihn. Jede von den dreien gibt nach 9 Monaten einem Sohn das Leben. Die drei Söhne gleichen einander völlig. Der Sohn der Kuh ist meistens der stärkste. In Varianten tritt an die Stelle der Kuh die Hündin oder die Stute².

Indra und Soma treten als zwei Stiere auf, welche Ungeheuer bezwingen. Als solche verrichten sie ähnliche Taten, wie die bekannten Zwillinge, die Äqvinen. Gewissermaßen als Illustration dieses Mythos möchte ich die Zwillingstiere aus Bronze bezeichnen, die man in Oberitalien gefunden hat³. Als Doppelrinderköpfe mit langen Hörnern erscheinen sie ferner auf einer Fibel der La Tène-Zeit, gefunden auf Jütland⁴. Interessant ist es nun, daß Soma und Indra auch als zwei Reiter in den Mythen erscheinen. Das Wort *vrishan* bedeutet neben „Stier“ auch noch „Hengst“. So kommen wir vom Rind zur Gestalt des Pferdes. Hier ist deutlich zu sehen, wie die Symbole untereinander zusammenhängen, wie eines in das andere übergehen kann. Betonen aber möchte ich, daß es sich hier nicht um ein regelloses Verfließen, um willkürliche dichterische Erfindung handelt, sondern daß in den Symbolen stets eine gesetzmäßige Abfolge erkennbar ist.

Die Antiken-Sammlung des Kaiserhauses in Wien besitzt eine Doppelstierfigur, gefunden in Cuma in Unteritalien. „Ueber den vier Beinen auf dem Leibe und den vier Hörnern sitzt je ein Vögelchen“⁵. Wieder klingt hier der Mythos an von dem Rind, aus welchem Vögel hervorgehen.

¹) Gubernatis, I. Kap. 3.

²) Gubernatis, S. 145.

³) H. U. d. K. Tf. 12, Fig. 6.

⁴) Undset, A. E. S. 419, Fig. 125.

⁵) H. U. d. K. S. 501.

e) Das Pferd.

Vom Zweibrüdermärchen wissen wir, daß Pferd, Hund und Vogel die Begleiter des Helden sind. Dasselbe finden wir im Mythos von den Dioskuren¹ und den Aevinen. Indra selbst erscheint bald als Reiter, bald als Pferd. Im Pentamerone lesen wir von zwei Brüdern Cienzo und Meo, bei deren Geburt gleichzeitig zwei verzauberte Pferde und zwei verzauberte Hunde zur Welt kommen.

Auch hier wieder stehen schwarzen Pferden weiße gegenüber. Jedes Pferd hat, so heißt es, ein Stück schwarzes Fleisch auf den Lippen. Die Stute läßt es nicht saugen, so lange es das schwarze Fleisch auf den Lippen hat. Die Mutter selbst verzehrt es.

In der Bronzezeit finden wir Figuren von Pferden² und Reitern³ sehr verbreitet. Der Stettweger Opferwagen weist vier Reiter und vier Pferdeköpfe auf.

So wie die Vögel treten auch die Pferdeköpfe in symmetrischen Gegenüberstellungen auf⁴. Besonders beliebt ist die Pferdefigur auf den Fibeln der ersten Eisen- und der La Tène-Zeit.

Wie aus der Kuh kommen im Märchen auch aus dem Pferde Vögel hervor. Die Funde zeigen das Pferd oft in Verbindung mit dem Vogel. Die Vögel sitzen auf Kopf und Rücken des Pferdes⁵.

f) Die Schlange.

Im Mythos ist die Schlange das schwarze Ungeheuer (Schwarzmond), gegen welches der Held (Lichtmond) kämpft. Solche Schlangenkämpfe haben Indra, Vishnu, Ahura-Mazda, Feridum, Apollo, Herakles, Kadmos, Jason, Odin, Sigurd bestanden. Ich führe hier ein russisches Märchen an, aus welchem der Mondmythos deutlich erkennbar ist⁶. „Die Teufelsschlange kommt jede Nacht zu der jungen Witwe in Gestalt ihres abgeschiedenen Gatten, speist mit ihr und schläft bei ihr bis zum Morgen. Jede Nacht wird sie dünner, wie eine Kerze vor dem Feuer⁷. Die Mutter rät ihr nun, wenn sie bei Tische sitzen, einen Löffel auf den Boden fallen zu lassen, damit sie, ihn aufhebend, die Füße des nächtlichen Gastes etwas genauer ansehe. Statt seiner Füße sieht sie nur einen Schwanz. Darauf geht die Witwe in die Kirche, um sich die Absolution erteilen zu lassen“.

Im Märchen finden wir häufig die Verwandlung einer Schlange in einen schönen Jüngling oder in ein schönes Mädchen und den dazu umgekehrten Vorgang. Die Schlange als schwarzer Ring oder als zusammengerollte Spirale ist ein treffliches Symbol des Schwarzmondes. Bekannt ist aus der mykenischen Kunst das schöne Bild der Göttin mit der um den Leib gewundenen Schlange⁸. Ferner erwähne ich noch das Bruchstück einer weiblichen Gestalt mit zwei schwarzen Ringen um den Leib⁹, dann eine Figur mit aufgehobenen Händen und einer Schlange um den Hals¹⁰. Die Ringe, die wir oft um Hals und Leibesmitte bei den Figuren aus der Bronze- und Eisenzeit antreffen, sind wohl als Schlangensymbole zu deuten. Daß das Spiralmotiv, welches im Hallstätter Kulturkreis so häufig auftritt auf die Schlange

¹) Die Dioskuren sind Söhne des Zeus, der sie in Gestalt eines Schwanes gezeugt.

²) H. U. d. K. Tf. 15, Fig. 8, S. 476.

³) H. U. d. K. Tf. 15, Fig. 5, 6, 9.

⁴) H. U. d. K. Tf. 13, Fig. 1.

⁵) H. U. d. K. S. 481, 482.

⁶) Afanassieff, V, 45, Gubernatis, Kap. „Schlange“.

⁷) Abnehmen des Mondes.

⁸) Lagrange, La Crète ancienne, Tf. 6.

⁹) Ebenda, Fig. 46.

¹⁰) Ebenda, Fig. 47.

zurückzuführen ist, habe ich früher gezeigt. Dafür spricht auch die freiere Darstellung einer Spiral-Armspanne in Form einer Schlange (Kreuzotter), abgebildet in Much's Atlas Tf. 29¹. Unter den prähistorischen Funden erscheint die Schlange verhältnismäßig selten im Vergleich zu ihrem häufigen Auftreten in der ägyptischen Kunst. Bekannt ist für dieses Land die Zusammenstellung der Schlange mit den Hörnern, dem Vogel (Flügel) und der Scheibe. Auf ägyptischen Einfluß mag das auf Sardinien gefundene Anhängsel mit den erwähnten Symbolen zurückzuführen sein².

g) Scheibe, Rad, Hakenkreuz, Kreuz und Doppelkreuz.

Wir konnten nachweisen, daß die Tiergestalten, von denen im Vorhergehenden gehandelt wurde, in den Mythen und Märchen eine bedeutende Rolle spielen, daß sie oft geradezu die Verkörperung der Götter oder Helden selbst darstellen. Die Bilder, die wir jetzt besprechen wollen, sind Symbole im wahrsten Sinne des Wortes. Da es sich um den Mondmythos handelt, sind sie Abbilder des Mondes. Mondfiguren, sowohl des Vollmondes als der Mondsichel, kennen wir aus dem Orient in großer Menge. Das Sinnbild des Vollmondes ist die Scheibe. Assyrer und Aegypter haben das Symbol der geflügelten Scheibe gemeinsam. Zu dem Symbol des Vogels tritt wie bekannt in Aegypten noch das der Schlange. Erschiene die Scheibe allein, so wäre es ungewiß, ob sich dieses Symbol nicht auf die Sonne bezöge. Von den dazutretenden Tieren wissen wir, daß es typische Mondtiere sind. Daß die betreffenden Völker Sonnengöttern verehrten, ist kein Einwand dagegen. Die Symbole stammen aus Zeiten, die vor jeder Geschichte liegen, und wurden später von dem Mondkult auf den Sonnenkult umgedeutet. Als unzweifelhafte Beweise dafür dienen die entsprechenden Motive in den Mythen. Die Mythen sind gewissermaßen das Fernrohr, mit welchem wir in Zeiten Einblick gewinnen können, die ungemein weit vor den Anfängen der Geschichte liegen. Die prähistorischen Funde Europas liefern uns, wie schon früher erwähnt, eine Menge von Mondbildern, die als solche zum Teil auch erkannt wurden³. Alle Mondphasen aber lassen uns die unter dem Namen „Rasiermesser“ laufenden Kultmesser erkennen⁴. Auf den Messern erscheinen überdies Tierdarstellungen, die jeden Zweifel an der Bedeutung ausschließen. Im Hinblick auf bekannte Mythen möchte ich erwähnen, daß Zeus den Kronos mit einem Krummesser entmannt und daß Perseus die Andromeda mit dem Sichel-schwerte befreit. Die aus Hallstatt bekannten, mit Doppel-Vogelprotomen verzierten, großen Schmuckfibeln haben Halbmondgestalt⁵. (Freya's Brisinga-Men.) Ich führe ferner ein Diadem aus Bronze von gleicher Form an⁶. Zu den Mondbildern gehören auch die seine Form wiedergebenden Fundstücke von Frög⁷.

In den ältesten Zeiten hatte das Rad die Form einer Scheibe. So wird das sich drehende Rad zum Symbol des Mondes⁸. Auch später noch bleibt

¹) Interessant zu sehen ist es, wie an diesem in Böhmen gefundenen Stück eine ganz andere, an die Naturbeobachtung anknüpfende und mit den hieratischen Formen brechende Darstellungsweise in ihren ersten Anfängen zu erkennen ist. Es erinnert das an gewisse, mykenische Objekte, wie beispielsweise an den Becher mit den Tintenfischen. (Woermann, Gesch. d. Kunst, I, S. 190).

²) H. U. d. K. Tf. 10, Fig. 6.

³) H. U. d. K. Tf. 16. Hier in Verbindung mit Stier-, Widder- und Steinbockköpfen.

⁴) Die sichelförmigen sind ungemein häufig. Halbmondförmig: Undset, A. E., Tf. 25, Fig. 5. Eine fast volle Scheibe stellt Nr. 5 in Fig. 182, H. U. d. M. ist dar. Bild des Vollmondes: Lindenschmit, II, 8, Tf. 2, Fig. 19, Undset, A. E., Tf. 19, Fig. 2.

⁵) Als ein Beispiel für viele: H. U. d. K. Fig. 159.

⁶) Lindenschmit, I, 10, Tf. 2, Fig. 3.

⁷) Hofmuseum, Saal XII, K. 67.

⁸) Die Edda erklärt dieses Symbol: „Mond sagen Sterbliche, Scheibe Götter. Bei Hel sagt man rollendes Rad“.

es ein solches, da die Scheibe ausgenommen wurde und als ein Ring mit Speichen erscheint. Das Radsymbol ist ein uraltes. In Babylonien war es sehr verbreitet. Interessant ist es, daß das Rad in den frühesten Zeiten mit einer bestimmten Anzahl von Speichen auftritt und zwar in den meisten Fällen mit vier oder acht Speichen¹. Seltener sind sechs oder zwölf Speichen. Es treten auch noch Räder mit anderer Speichenzahl auf, aber nie bei Kultobjekten. Hier ist die Zahl unabänderlich festgelegt. Von Babylonien wandert das Radsymbol westwärts². Höchst auffällig ist es, wenn wir bei Bauten, die im Zusammenhang mit dem Kult standen, im Grundriß das vier oder achtspeichige Rad wiederfinden. Das sogenannte Grab des Tantalus in Phrygien weist im Grundriß die Figur des achtspeichigen Rades auf³, ferner zeigen die als „nouraghes“ bezeichneten Bauten in Sardinien zum Teil das vier-speichige Rad als Grundriß⁴.

In den prähistorischen Funden Europas tritt das Radsymbol fast auf allen Fundorten auf. Vier- und achtspeichige Räder herrschen vor. Das sechsspeichige tritt zurück. Auch hier ist wieder zu bemerken, daß die Speichenzahl bei allen Kultgegenständen eine konstante ist. Schön ist es zu beobachten, wie hier das Radsymbol Ausgangspunkt für eine Ornamentik wird. Ich verweise u. a. auf die Zierscheiben, die nach dem vierspeichigen Rad gefertigt sind⁵. Oft sehen wir auch, wie sich an die vier Speichen des Rades gegen den Radkranz zu kleine Halbmonde ansetzen⁶. Das Rad tritt ferner in Verbindung mit Doppel-Vogelprotomen auf⁷. Wir sehen es auch einem Bleivögelchen aus Frög eingepreßt⁸. In dem Motiv des vierspeichigen Rades, angewandt bei Schmucknadeln, bemerken wir öfter das Gammadion oder das zerlegte Hakenkreuz⁹. Wir finden hier das Hakenkreuz im Zusammenhang mit dem vierspeichigen Rad. Die Figur des Hakenkreuzes ist bekanntlich uraltester Besitz der Menschheit, über die ganze Erde verbreitet, ebenso wie die Mythen vom Mond. Bekannt ist, daß man sich in den ältesten Zeiten bei der Feuererzeugung durch Reibung einer Scheibe bediente. An Stelle der Scheibe wurde auch ein Holz in der Form des Hakenkreuzes verwendet. Wir sehen hier Scheibe, d. h. Rad, und Hakenkreuz demselben Zwecke dienend. Ich bin der Ansicht, daß sich das Hakenkreuz vom vierspeichigen Rad herleitet, das Doppel-Hakenkreuz von dem so oft auftretenden achtspeichigen Rad. Sicher tritt es oft dort auf, wo wir ein vierspeichiges Rad erwarten würden. Die pudenda von weiblichen Idolen werden oft mit dem Hakenkreuz, ebenso aber auch mit dem vierspeichigen Rad bezeichnet. Ueberall tritt das Hakenkreuz reichlich dort auf, wo wir die bis jetzt aufgezählten Symbole antreffen. Ich führe hier nur an, daß Schultz in seinem Aufsatz „Das Hakenkreuz als Grundzeichen des westsemitischen Alphabetes“ (Memnon, Bd. 3) die nähere Beziehung desselben zum Stier und zur Kuh beleuchtet hat.

Weit verbreitet sind ferner das Kreuz- und das Doppelkreuzzeichen. Das erstere denke ich mir durch Wegfall des Radkranzes als Abbriviatur

¹) Vielleicht haben diese Symbole auch die Nebenbedeutung der Windrose.

²) Bei den Babyloniern hat sich das Radsymbol in späteren Zeiten wohl auf die Sonne bezogen. Daß es aber ursprünglich Mondsymbolum war, dafür sind die prähistorischen Funde Beweise. Dort erscheint es immer in Verbindung mit den bekannten Mondtieren.

³) P. Ch. V. S. 49, Fig. 15.

⁴) P. Ch. IV. S. 35, Fig. 27.

⁵) Lindenschmit, I, 4, Tf. 4. 1—5. Schliemann, Tyrins, S. 404.

⁶) Hofmuseum, Saal XIII., K. 31.

⁷) Undset, A. E. S. 359, Tf. 29, Fig. 2, H. U. d. K. Tf. 14, Fig. 3.

⁸) H. U. d. K. Tf. 15, Fig. 4.

⁹) Lindenschmit, I, 4, Tf. 4, Fig. 4. Von den Steinen will das Hakenkreuz von der Gestalt fliegender Störche ableiten!

des vierspeichigen, das Doppelkreuz in gleicher Weise aus dem achtspeichigen Rade als Abbeviatur desselben entstanden. Diese Zeichen aber stellen bereits eine große Vergeistigung der angeführten mythischen Vorstellungen dar. Wir stehen am Beginne der Schrift.

h) Mehrfache Symbole.

Schon im Vorhergehenden konnten wir beobachten, daß öfters Symbole, die untereinander gleichwertig sind, gleichsam zu einer höheren Einheit zusammengefaßt auftreten. Als Beispiel dafür führe ich die bekannten Bronze-Offerwagen an, deren berühmtester vielleicht der in Steiermark gefundene, sogenannte Strettweger Opferwagen ist. Nach Virchow werden sie in Kessel-, Platten- und einachsige Deichselwagen eingeteilt. Von ihnen möchte ich die einachsigen einer näheren Betrachtung unterziehen und von diesen wieder zwei, nämlich den zwischen Frankfurt und Drossen im Jahre 1848 und den bei Oberkehle gefundenen¹. Diese Wagen bestehen aus einer Achse, auf welcher drei Räder sitzen, zwei an den Enden der Achse, das dritte in der Mitte. Jedes Rad ist vierspeichig. An der Achse ist eine Gabel angebracht, welche vorne in einen hohlen Stiel ausgeht, der offenbar zur Aufnahme einer hölzernen Deichselstange bestimmt war. Merkwürdig ist, daß die Arme der Gabel sich nach rückwärts bis über die Höhe der Räder verlängern und je einen Stierkopf tragen. Auf dem Stiel und der Gabel stehen auf kleinen Säulchen Vögel, die als Symbole bloß die allgemeine Vogelgestalt wiedergeben. Der eine Wagen hat auf dem Stiel einen Vogel und auf der Gabel links und rechts einen — im ganzen also drei — der andere auf dem Stiel zwei, auf der Gabel links und rechts einen — im ganzen also vier. Da Vogel, Stierkopf und vierspeichiges Rad Mondsymbole sind, so werden wir uns über die Bedeutung des ganzen Wagen nicht im Unklaren sein. Verwunderlich mag nur die Dreizahl der Räder erscheinen. Erklärlich wird sie, wenn wir an die Dreizahl bei der Einteilung des Mondmonates und an die Häufigkeit der Dreizahl in den Mythen und Märchen denken. Im gegebenen Falle aber können wir sogar nachweisen, daß die Dreizahl der Räder bei in gewissen Mythen vorkommenden Wagen erwähnt wird. Von dreirädrigen Wagen als Mondwagen sprechen die Rigveden². Die Açvinen fahren auf ihm einher. Ein solcher wird von den Ribhus hergestellt. Im Vishnupurana wird der Wagen des Mondes dreirädrig genannt und auch die Griechen nehmen „tria kykla Selenes“ an.

5. Mondmythos und Weltanschauung.

In den frühesten Zeiten schon haben auserlesene Menschen mit kindlicher Hand an die letzten und höchsten Fragen gerührt. Ihre Kenntnis von der Welt und dem Weltgebäude waren gering, umsomehr müssen wir staunen, mit welcher Kühnheit und welcher tiefer Einsicht die Menschen jener Zeit die immer wieder sich aufdrängenden Fragen nach dem Urgrund und dem Endzweck alles Seins sich zu beantworten bemühten. Sie gingen nicht von der Einzelbeobachtung aus, wie es die Wissenschaft heute tut, sondern sie suchten alle Erscheinungen mit im voraus angenommenen, dem Beweise nicht bedürftigen Gesetzen in Einklang zu bringen. Der Mondmythos ist auf primitiver Stufe der Schlüssel zu aller Erkenntnis. Es ist erstaunlich, mit wie geringen Mitteln hier eine völlig in sich geschlossene Weltanschauung aufgebaut wurde. Wenn wir uns auch in jene Vorstellungen schwer mehr

¹) Zeitschrift für Ethnologie, 1873, Verhandlungen.

²) Siecke, G. S. S. 245.

hineindenken können, so müssen wir gerade in heutiger Zeit, wo man immer mehr erkennt, daß uns eine einheitliche Naturerklärung, die wir schon nahe geglaubt haben, mehr denn je entrückt ist, die Geschlossenheit des damaligen Weltbildes bewundern, umsomehr, als damals Ideen ausgesprochen wurden, von denen sich die Menschheit in der Folgezeit nie mehr ganz los machen konnte.

In ewigem Kreislauf kommen die Gestalten des Mondes stets von neuem hervor. Die kleine Lichtsichel wächst und wird zum Vollmond, dann schwindet sie wieder hin und der Schwarzmond löscht ihren Glanz aus. Dem Werden und Vergehen am Himmel entspricht ein Werden und Vergehen im Weltall. Die Welt, auf der wir leben, ist nicht ewig, sie ist geworden und muß wieder vergehen. Wie nach Vernichtung des Ungeheuers, des Schwarzmondes, der Mythenheld, die leuchtende Mondsichel, siegreich wieder ersteht, so ist auch die Erde aus der Vernichtung eines Ungeheuers entstanden. Diese Vorstellung finden wir weit über die Erde verbreitet, z. B. bei den Babyloniern, bei den Chinesen, bei den Germanen. Ein Drache oder ein Ungeheuer wird getötet und aus seinen Stücken werden die Erde und der Himmel aufgebaut. Marduk spaltet das Ungeheuer Tiamat und richtet die Welt ein. Yü bekämpft den neunköpfigen Drachen. Aus seinem Blute entsteht die Welt. Odin, Vili und Ve töten Ymir. Aus Ymirs Körper geht die neue Welt hervor. Das Ungeheuer wird getötet und aus seinen Stücken wird die Welt aufgebaut. Charakteristisch ist hier das Motiv der Zerstückelung¹. Dieses ist in den Mondmythen häufig, bezieht sich jedoch gewöhnlich auf den Lichtmond. Hier haben wir es mit einer Zerstückelung des Schwarzmondes zu tun. Da die Welt analog dem Lichtmond ist, so muß sie wie dieser nach bestimmter Zeit wieder vergehen. Das geschieht durch Feuer oder durch Wasser. Im Zusammenhang damit stehen die Sintflutsagen, die ebenfalls über die ganze Erde verbreitet sind. Nicht die ganze Menschheit geht dabei zu Grunde, ein Paar bleibt übrig, damit sie sich aus diesem erneuere.

Wie die Erde so muß auch das Göttergeschlecht² einmal zu Grunde gehen. Auch dieses unterliegt dem ewigen Geschick. Von Niflheim her droht den Göttern der Edda der Untergang. In der Midgardschlange, Hel und dem Fenriswolf sind die drei Gestalten des Schwarzmondes verkörpert. Die Midgardschlange, die sich selbst in den Schwanz beißt und zu einem Kreis schließt, ist das Symbol für die schwarze Scheibe des Neumondes. Von Hel³ heißt es, daß sie zur Hälfte schwarz, zur Hälfte fleischfarben ist. Sie ist die halbe Scheibe des Schwarzmondes. Der Fenriswolf ist ursprünglich klein, aber er wächst bei den Göttern von Tag zu Tag. Er ist die kleine wachsende Sichel des Schwarzmondes. Die Lichtgötter gehen durch die Geschöpfe der Finsternis zu Grunde. Mit dem Untergang der Welt und der Götter ist ein Kreislauf vollendet. Eine neue Welt entsteht, die Söhne der Götter gelangen zur Herrschaft. Die Babylonier berechneten einen solchen Kreislauf mit 36.000 Jahren.

Was in der Schöpfung in so großartiger Weise geschieht, davon ist das Menschenleben ein Spiegelbild. Wie die Entstehung der Welt an den Schwarzmond anknüpft, so auch das Werden und die Geburt des Menschen und aller Geschöpfe. Die Entstehung der ersten Wesen (hier Mythengötter) läßt den Zusammenhang mit den Mondphasen deutlich erkennen. Die Kuh

¹) Orpheus, Dionysos, Osiris, der Knabe im Märchen vom Machandelboom, vergl. die Märchen vom Blaubart und Fitchers Vogel.

²) Der Mythengott ist immer sterblich, der Dämon unsterblich.

³) Gylfaginning 34.

Audumla beleckt die Reifsteine, welche salzig sind. „Am ersten Tag nun, als sie leckte, kam eines Mannes Haar zum Vorschein, am zweiten der Kopf und am dritten Tage der ganze Mann“¹. Ähnliche Züge enthält das Märchen aus Montferrat². „Ein Mädchen sieht, als sie einen Kohlkopf (Mond) abpflückt, unter dessen Wurzeln ein großes Zimmer, steigt hinab und findet dort eine Schlange, welche sie glücklich zu machen verspricht, wenn sie sie küssen und bei ihr schlafen wolle. Das Mädchen willigt ein. Nach drei Monaten nimmt die Schlange zuerst die Beine, dann den Leib, endlich das Gesicht eines schönen Jünglings, eines Königssohnes, an und heiratet seine junge Retterin. In der Volkssage kennen wir auch ein Gegenbild zu diesem Mythos, nämlich das schöne Mädchen, das wieder zur Schlange wird. Vergleiche ferner Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 181. Hier taucht der in der Gewalt der Nixe sich befindliche Mann vor den Augen seiner Frau in der ersten Nacht nur mit dem Kopf, in der zweiten mit der Hälfte seines Leibes, in der dritten schließlich ganz aus dem Wasser empor.

Wir haben gehört, daß bei den Indern die junge Frau, die Mutter werden will, sich auf ein Kuhfell, das Symbol des Schwarzmundes setzen muß. Die Römer legten neben die Wiege des neugeborenen Kindes eine Schildkröte. Die Schildkröte ist ein bekanntes Symbol des Schwarzmundes. Von besonderem Interesse ist es, daß Gebild-Brote in Form von Schildkröten in Alt-Bayern als Wochenbettbrote und beim Kindstaufschmaus, in kupfernen Modeln gebacken, auftreten³. Da der Lebensanfang des Menschen mit dem Schwarzmond identifiziert wird, so verstehen wir auch den Brauch der meisten europäischen Völker, bei der Geburt eines Kindes ein schwarzes Huhn zu opfern⁴. „Ein schwarzes Huhn gehört heute noch in Alt-Bayern und Oesterreich zum Kindstaufschmaus“. „Symbolisch banden die mit-helfenden Weiber im Mittelalter eine schwarze Henne an die Pfosten des Wochenbettes —“. Im Appenzellerschen mußte 1825 die Suppe für eine Kindbetterin, wenn sie ihre Wirkung tun sollte, von einer schwarzen Henne sein. Ein einziges Fläumlein von anderer Farbe verdarb das ganze Gericht“. Eine ähnliche Rolle wie schwarze Opfertiere spielt das Schwarzbrot⁵. „In manchen Gegenden von Schleswig-Holstein herrscht der Brauch, den Kühen nach dem Kalben eine Schnitte Schwarzbrot, mit schwarzem Kümmel bestreut, oder dunkel geröstetes Brot mit etwas Branntwein einzugeben, ein Brauch, der sicher vom Menschen auf das Rind sich übertrug“. Der Frosch oder die Kröte ist, wie wir gehört haben, in den meis'en Fällen ein Symbol des Schwarzmundes. Nun begreifen wir, warum in den Märchen die Kröte oder der Frosch die Geburt eines Kindes vorhersagt, warum in den bayrisch-österreichischen Alpenländern für eine glückliche Geburt oder überhaupt für Erlangung von Kindersegen eiserne Votivkröten aufgeopfert werden⁶. In manchen Gegenden Niederösterreichs wird ein Wochenbett-Gebäck gefertigt, welches mit dem Namen „Krotten“ bezeichnet wird. Die Mondgottheiten sind Symbole der Zeugung und stehen den Gebärenden bei. Wie das Leben des Menschen in Hinblick auf den Mondmythos aus dem Schwarzmond kommt, so vergeht es auch in denselben. Das Ende wird dem Anfang gleichgesetzt, vom Schwarzmond bis wieder zum Schwarzmond ist ein Kreislauf, der Tod ist daher symbolisch gleichwertig mit der Geburt. Nach Zingerle (Sagen aus

¹) Edda, übersetzt von Gering, S. 302.

²) Gubernatis, S. 660.

³) Höfler M., Gebild-Brote bei der Geburts-, Wochenbett- und Tauffeier. Zeitschrift für österreichische Volkskunde XV, 3. bis 4. Heft, S. 96.

⁴) Ebenda, S. 85.

⁵) Ebenda, S. 93.

⁶) Ebenda, S. 95.

Tirol), darf man am Allerseelentage keine Kröten töten, weil die Seelen der Verstorbenen an diesen Tagen in Krötengestalt aus der Erde steigen. Schwarze Kühe werden bei der Leichenfeier geopfert. Die Mondgottheiten nehmen die Seelen der Toten in Empfang. Vögeln gleich oder den auf dem Strom dahinziehenden Backen gleiten die Verstorbenen zu neuen Ufern. Mondsymbole dieser Art treffen wir daher sehr häufig in den prähistorischen Grabstätten an. Plato setzt das Leben eines Menschen mit hundert Jahren fest, das sind gleich 36.000 Tage. Das Leben eines Menschen hat daher soviel Tage als das Weltjahr Jahre¹. Der kleine Kreislauf ist ein Abbild des großen.

Wie das Leben des Menschen ein Abbild der wechselnden Mondphasen ist, so dachte man sich auch Werden und Vergehen in der Natur vom Monde beeinflusst. Die Mondgötter (Saturnus) und nicht Sonnengötter sind auf primitiver Stufe die Beschützer der keimenden Saat und die Förderer des Pflanzenwuchses. Die Mysterien des Dionysos, Attis, Adonis und Osiris, typischer Mondgottheiten, drehen sich um Tod und Auferstehung unter dem Bild von Werden und Vergehen in der Natur.

Aber mit dem Tode kann es nicht aus sein. Der Kreislauf beginnt wieder von neuem. Aus dem Tode kommt neues Leben, daher die Vorstellung von der Wiedergeburt, von der Seelenwanderung. Der Dalai-Lama, diese sonderbare menschliche Verkörperung der Gottheit, stirbt, aber innerhalb einer bestimmten Frist, von höchstens drei Jahren, erscheint der Gott wieder in einem Kinde.

Hell und dunkel am Monde kann auch eine Uebertragung ins Ethische erfahren, wie das bei der Lehre von Ahura Mazda (Mithra) der Fall ist. Ahura Mazda erscheint in der geflügelten Scheibe der Babylonier, die wir als uraltes Mondsymbold erkannt haben.

Was hier vom Monde gesagt wurde, kann natürlich auch in übertragener Weise für die Sonne gelten, wie überhaupt für ein System, welches in den Kreisläufen von Himmelskörpern seine Grundlage hat. Hier wird nur die Ansicht vertreten, daß die den Mondphasen entnommenen mythologischen und kosmologischen Anschauungen die ältesten sind. Fassen wir alles in dieser kurzen Skizze Zusammengetragene zusammen, so ergibt sich daraus die Tatsache, daß das prähistorische und das mythologische Material sich in völliger Uebereinstimmung befinden, daß beide sich wechselseitig ergänzen und den Beweis für eine uns heute völlig verloren gegangene Weltanschauung liefern. Ich möchte nicht behaupten, daß diese Weltbetrachtung in allen ihren Konsequenzen Allgemein-Gut war. Nur wenige mögen damit vertraut gewesen sein, da ja in jenen Zeiten nur Auserlesene des Einblickes in das Walten der Natur für würdig erachtet wurden. Je mehr sich später Kult-Handlungen in den Vordergrund drängten, durch desto mehr dämonologische Züge mag der ursprüngliche Mythos verdunkelt worden sein.

6. Die zwei Weltanschauungen in der Antike.

Die babylonische und ägyptische Kultur ist ohne den innigsten Zusammenhang mit der Religion nicht zu denken. Beide wurzeln im Mythos. Trotz dieser uns heute so unwissenschaftlich erscheinenden Grundlage vermochte sich die Wissenschaft in beiden Reichen zu hoher Blüte zu erheben. Insoferne die Errungenschaften auf Beobachtungen des gestirnten Himmels zurückzuführen sind, erweisen sie sich als von größter Bedeutung. Die Festlegung der Längen-, Zeit- und Gewichtseinheit durch die Babylonier ist eine der größten Leistungen in der Geschichte der gesamten Wissenschaft. Alle Erkenntnis stand in un-

¹) Winkler, Babylonische Geisteskultur, S. 100.

mittelbarem Zusammenhang mit der Gottheit. Ausschließlich Priester waren es, welche den reichen Wissensschatz mit Aengstlichkeit vor der Menge verborgen hielten, damit kein Unberufener Einblick nehme, und ihre Kenntnisse nur Eingeweihten von Generation zu Generation weiter vererbten. Tausende von Jahren hätten vergehen können, die Zeit hätte keine Macht gehabt über die erstarrten Formen der geistigen Kultur jener orientalischen Reiche und, da sie die einzigen waren, in welchen höhere Bildung zu finden war, wäre eine geistige Entwicklung der Völkerschaften um das Mittelmeer schlechterdings unmöglich geworden, aber da erstand mit einem Male in den griechischen Städten Kleinasiens ein neuer Geist, der in unbegreiflich raschem Aufschwung die alte Weltanschauung in Trümmer legen sollte.

Thales macht um 600 v. Chr. tastend die ersten Schritte, um das Jahr 400 haben die neuen Lehren bereits Triumphe gefeiert. Die alten Griechengötter sind für die gebildete Welt zu farblosen Schemen herabgesunken.

Pherekydes von Syros wurzelt ganz im Mythos. Zos, der sich in Eros verwandelt hat, verfertigt ein schönes Gewebe, in welches er Erde und Okeanos eingewoben hat und hängt es über eine Eiche. Hier liegt der Mythos vom Weltenbaum zu Grunde, den wir in den Mythologien der meisten Völker wiederfinden. (Die Weltesche Yggdrasil, der Baum Gokurnam, auch Homa genannt, in der iranischen Mythologie, ferner der nach bestimmten Zahlen aufgebaute, mythische Baum auf babylonisch-assyrischen Skulpturen¹⁾; nach der turanischen Mythologie schafft Gott einen Baum mit 9 Zweigen, aus welchen die Urväter der 9 Völker der Erde hervorgehen.) Thales bricht mit der deduktiven Weltanschauung, die alles Geschehen auf Erden in unabänderlicher Weise aus Konstellationen am Himmel herzuleiten sucht. Er will von dem ausgehen, was ihn umgibt, was unmittelbar und aus nächster Nähe mit allen Sinnen zu beobachten ist. Unter den Griechen ist er der erste Geograph, der erste Naturforscher. Freilich kann er der orientalischen Himmelsweisheit nicht ganz entraten. Mittels der babylonischen Sarosperiode sagt er eine Sonnenfinsternis vorher. Von Anaximander wird uns überliefert, daß er eine Erdkarte und einen Himmelsglobus entworfen habe. In erkennbarer Weise ist er vom Mythos abhängig. Seine Lehre, die ersten Menschen seien aus Fischen hervorgegangen, hat ihn als einen Vorläufer Darwins erscheinen lassen. Das ist gewiß nicht richtig. Die Gestalt des Fischmenschen spielt im babylonischen Mythos eine große Rolle und die auf Anaximander zurückgeführte Lehre, die ersten Menschen wären aus Fischen entstanden, ist sicherlich beeinflusst durch den babylonischen Mythos des Ea von Eridu²⁾, vielleicht auch durch einen phönikischen Mythos ähnlichen Inhaltes. Den Gedanken der modernen Deszendenztheorie steht Anaximander gewiß gänzlich ferne, der in Abhängigkeit von mythischen Vorstellungen die Lebewesen den Weltkörpern analog setzte und deshalb für beide ähnliche Entstehung forderte. Bei Anaximenes sehen wir, wie sich die neue Weltanschauung immer mehr durchringt. Er erklärt umgekehrt den Makrokosmos aus dem Mikrokosmos. Das Pneuma ist der Urgrund der Welt. Nehmen wir den Begriff des Pneuma als noch so abstrakt und aus einer komplizierten Abfolge von Vorstellungen resultierend an, seine Grundlage ist eine unverkennbar reale; die warme Atemluft, das Zeichen des Lebens. Anaximenes beobachtet mit durchdringender Verstandesschärfe. Der Regenbogen ist ihm nichts mehr als eine atmosphärische Erscheinung. Mit rücksichtsloser Energie baut Xenophanes an den neuen Lehren weiter. Nicht das geringste Band verknüpft ihn mehr mit dem Mythos. Die Göttergestalten haben für ihn keinen Wert mehr. Er haßt Honer und

¹⁾ P. Ch. II, S. 222, S. 513.

²⁾ Schultz, Altjonische Mystik I. S. 340.

Hesiod, weil sie dem Volk schön aufgeputzte Lügen erzählt haben. Er vertritt die Anschauung, daß der Mensch die Götter nach seinem Ebenbilde formt. Ebenso hat das Menschengeschlecht die Kulturgüter nicht von den Göttern erhalten, sondern diese selbst in langsam aufsteigender Entwicklung mit vieler Mühe geschaffen. Als aufgeklärter Naturforscher bekämpft er auch die Lehre von der Seelenwanderung.

Eine eigentümliche Vermengung von alter und neuer Weltanschauung finden wir in den Lehren Heraklit's, Pythagoras' und Empedokles'. Sie alle sind einerseits rationalistische Denker, andererseits sind sie von mystischer Dunkelheit. Vom Mythos her haben sie alle die Lehre von der Seelenwanderung gemeinsam. Mit Recht werden gerade sie zu den tiefsten Denkern gerechnet. Sie haben die für alle kommenden Zeiten unüberbrückbare Kluft zwischen den Forderungen des Verstandes und denen des Gefühles schmerzlich empfunden.

In Fieberhitze reift die Erkenntnis weiter. Parmenides verliert sich schon um 470 in weltferner Spekulation.

Demokrit hat die neue, rein wissenschaftliche Weltanschauung am konsequentesten ausgebaut. Er erklärt die Welt aus der Materie, aus den Atomen, und den an sie geknüpften, unabänderlichen Gesetzen. Gelegentlich wird von ihm erzählt, er habe sich 5 Jahre lang in Aegypten aufgehalten, aber trotzdem ist er frei von jener Beeinflußung durch den Mythos. In ihm hat die neue Weltanschauung ihre Vollendung erreicht. Mit Recht gilt er als der größte Naturforscher des Altertums. Seine Atom-Theorie hat der modernen Chemie und Physik als Grundlage gedient. Es zeigt von genialer Voraussicht, wenn Demokrit die Ansicht vertrat, man solle die große Menge des Volkes in den Vorstellungen einer, von den Vätern ererbten Religion belassen. Die neue Lehre würde ihren Bedürfnissen keine Befriedigung gewähren.

Platon und Aristoteles bedeuten nur eine Weiterbildung, keinen wirklichen Fortschritt. In Plato erfährt die griechische Weisheit ihre künstlerische Verklärung, in Aristoteles ihre universelle Zusammenfassung. Plato zeigt in der pythagoreischen Beeinflußung seines astronomischen Weltbildes indirekt seine Abhängigkeit vom Mythos, ganz offenkundig aber dann, wenn er am Anfang oder am Schluß einer Untersuchung dasjenige, was er begrifflich nicht entwickeln will, in der poetischen Verdichtung einer mythischen Erzählung wiedergibt. Geradezu befremdend wirkt Aristoteles' Lehre, die Gestirne hätten Einfluß auf das Geschehen auf der Erde. Das heißt, dem astrologischen Aberglauben Tür und Tor öffnen.

Die allgemeine geistige Verfassung am Ende der angegebenen Entwicklung ist ungefähr folgende: Die alten Götter haben sich überlebt, aber trotzdem wird die große Menge des Volkes immer noch an sie geglaubt haben. Von dem Wert der Lehren, die uns in in den Schriften der Philosophen so klar ausgesprochen erscheinen, war sicher nur eine ganz verschwindende Minderheit überzeugt. Eine tiefe Wirkung aber scheinen am Ausgang der griechischen Geistesentwicklung auf Gebildete wie auf Ungebildete die Mysterien ausgeübt zu haben. Es ist interessant, daß schon zur Blütezeit der orgeastische Kult der Kybele in Griechenland Eingang gefunden hat. Die Entsühnung und die Vereinigung mit der Gottheit als Inhalt der Mysterien scheinen die Zahl der Anhänger in jenen skeptischen Zeiten immer mehr und mehr vergrößert und den Boden für die Aufnahme anderer orientalischer Kulte in der Folgezeit vorbereitet zu haben.

So sehen wir den Mythos als ein Gewässer vor uns, das für das Auge an Mächtigkeit immer mehr abnimmt, das sich oft scheinbar ganz verliert, das aber nachweisbar überall den Boden durchsickert, das zeitweise im Verborgenen seinen Lauf nimmt, um plötzlich an einem anderen Orte bei gegebener Gelegenheit wieder mit Mächtigkeit an die Oberfläche empor zu steigen.

Gegen das Ende des 4. Jahrhunderts finden wir Griechenland auf einem Stadium, wo es immer empfänglicher für die Aufnahme orientalischer Mysterien wird. Da scheint sich die abendländische Kultur in einem großen Eroberer gegen den Orient zu einem entscheidenden Schlage aufzuraffen. Alexander vernichtet das persische Reich in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung. Der Gang des Geschickes aber ist durch die unerhörte Energie eines Einzelnen nicht aufzuhalten. In Wirklichkeit behält der Orient den Sieg. Als ein Orientale, als Anhänger einer uralten mythischen Ueberlieferung stirbt der Eroberer-König in der Blüte seiner Jahre.

In der Folgezeit gibt es zwei Sitze der Kultur und Bildung, Athen und Alexandrien, aber wir können deutlich verfolgen, wie Alexandrien immer mehr die Oberhand gewinnt, wie sich seine geistige Macht über das ganze Mittelmeergebiet erstreckt.

Im Jahre 61 kehrt Pompeius nach großen Waffentaten aus dem Orient heim. Alles, was sich ihm dort entgegengestellt, hat er bezwungen, aber der orientalische Geist war stärker als er. Nach Rom zurückgekehrt, führte er den Kult der Göttin Ma ein, den schon Sulla begünstigte. Im Jahre 47 lernt Caesar in Aegypten den Orient kennen. Mit Hilfe alexandrinischer Astronomen führte er eine neue Zeitrechnung ein. Die Gelehrten und Priester jenes Landes mögen durch Uebermittlung ihres Wissens vielleicht mit den Grund zu einer neuen Weltanschauung in ihm gelegt haben. In den letzten Jahren seines Lebens sehen wir, wie er immer mehr die Züge eines orientalischen Herrschers annimmt. So erscheint er vor dem Volke im Purpurgewande, mit dem Lorbeerkranz geschmückt.

In dieser und der folgenden Zeit stehen die Römer völlig unter dem Einfluß der Astrologie. Die Chaldäer wissen sie, die an die Prophezeiung aus dem Vogelflug und der Eingeweideschau nicht mehr glauben, davon zu überzeugen, daß die irdischen Geschehisse von dem Laufe und der Konstellation der Gestirne abhängig seien. Jeder einigermaßen Begüterte läßt sich ein genaues Horoskop stellen. Es kommt so weit, daß man die unbedeutendsten Handlungen des Tages von dem Spruche der Astrologen abhängig macht. Im Jahre 139 v. Chr. hat der Prätor die Chaldäer mit den Juden aus Rom vertrieben. Umsonst hat er gegen den fremden Geist gekämpft¹. Jetzt ist seine Zeit gekommen. Neben dem Kult der Kybele, der schon seit dem Jahre 205 v. Chr., durch phrygische Priester versehen, bestand, gewinnt jetzt der Isis-Dienst an Einfluß. Auch gegen ihn hat man sich in Rom gesträubt, aber im Jahre 43 beschließen die Triumvirn auf Staatskosten, wahrscheinlich um die Menge für sich zu gewinnen, einen Tempel der Isis zu erbauen.

Während der Kaiserzeit wird das Heidentum immer mehr mit orientalischen Ideen infiltriert. Der Isis-Kult, der phrygische Kybele-Kult und syrische Baale sind es zunächst, welche sowohl in Rom als bei den Legionen immer zahlreichere Anhänger finden. Im Jahre 38 errichtet Caligula auf dem Marsfeld einen Tempel der Isis Campensis, den Domitian prächtig ausgestaltet. Claudius führt im Jahre 50 den Kybele-Kult offiziell ein. Hadrian bildet in seiner Villa in Tibur Kanopus nach. Er bringt die ägyptisierenden Skulpturen aus schwarzem Basalt in Mode. Man sieht hier deutlich, wie der Orient auch ästhetische Anschauungen unwertet. Im Jahre 215 erbaut Caracalla im Herzen der Stadt auf dem Quirinal der Isis einen noch prächtigeren Tempel als Domitian. Im Jahre 218 sehen wir das unerhörte Schau-

¹) Während Rom sich lange Zeit ablehnend verhielt, bestehen die orientalischen Kulte in Puteoli seit langer Zeit. Die Stadt ist geradezu als Ausstrahlungszentrum fremdländischer Lehren anzusehen. Schon 105 vor Christi wird ein Serapeum inschriftlich erwähnt.

spiel, daß ein vierzehnjähriger Knabe, ein Diener des Baal von Emessa, zum Kaiser ausgerufen wird und mit einem kegelförmigen schwarzen Stein, dem Idol seines Gottes, in Rom einzieht, daß er seinen Fetisch über die römischen Staatsgötter, sich selbst als Oberpriester dieses Gottes über den pontifex maximus stellt, daß er in den Tempel auf den Palatin die altherwürdigen Kultobjekte römischer Götter zusammentragen läßt. Im Jahre 270 führt Aurelian, ein Illyrier, neuerlich den Kult des sol invictus ein (eines aus Syrien entlehnten Gottes), baut ihm ein Heiligtum und läßt in dieses die Bilder des Bel und des Helios stellen, die er aus Palmyra geraubt.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. tritt eine persisch-babylonisch-syrische Religion, der Mithrasdienst, mit vielen Anhängern, hauptsächlich unter den Soldaten, in den Vordergrund. Diokletian erkennt in Mithras den Protektor des wiederhergestellten Reiches offiziell an. Dieser Kaiser richtet seinen Hofstaat nach persisch-orientalischem Muster ein. Auch die Künste stehen deutlich unter dem Einfluß des Orients. Mit Recht wird seine Zeit als eine der kritischen Phasen im Kampf zwischen Orient und Okzident bezeichnet. Damals war die Gefahr am größten, daß letzterer in ersterem aufgehe.

Eng zusammengedrängt habe ich hier die Daten mitgeteilt, welche für die Geschichte der Ueberflutung des römischen Reiches durch die orientalischen Kulte von besonderer Wichtigkeit sind. Es ergibt sich nun die Frage, wie ist eine derartige Erscheinung zu erklären.

Die erste Verbreitung dieser fremden Gottesdienste erfolgte entweder durch Kriegsgefangene, die als Sklaven nach Rom verkauft wurden, oder durch Soldaten, welche mit orientalischen Völkern in Berührung kamen. Die Klasse der Unterdrückten war es, in welcher sich derartige Lehren am raschesten verbreiteten. Ihr Elend war in jenen Zeiten unbeschreiblich groß. Allmählich wurden auch die Begüterten, die immer auf der Jagd nach neuen Sensationen waren, durch jene Kulte angelockt.

Worin bestand aber die Anziehungskraft jener orientalischen Religionen, was vermochten sie ihren Anhängern zu geben?

Es ist nicht zu verkennen, daß sie durch die fremdartige Farbenpracht ihrer Aufzüge, durch den aufreizenden Rythmus einer barbarischen Musik, durch die sinnverwirrenden Tänze der von heiliger Begeisterung erfaßten Priester, durch mystische Opferhandlungen zu berücken wußten. Das allein aber hätte nicht genügt. Die Mysterien der fremden Götter waren es, welche, da der Boden für ihre Aufnahme vorbereitet war, die Herzen vieler Tausende im Sturme eroberten. Nach dem, was uns überliefert ist, handelt es sich bei den Mysterien aller orientalischen Religionen um das Nämliche. Der Mensch soll von Schuld befreit, gereinigt, mit der Gottheit vereinigt und nach seinem Tode eines besseren Daseins teilhaftig werden. Den Gegenstand der Mysterien bildet der Tod und die Auferstehung des Gottes. In dieser Hinsicht sind sich die Mysterien der Kybele, der Isis und der syrischen Götter gleich. Wir wissen, daß die Paare, Dionysos-Demeter, Kybele-Attis, Adonis-Astarte, Isis-Osiris dasselbe bedeuten. In Griechenland hat sich, wie wir gesehen haben, in den Mysterien der Mythos erhalten. Von daher gewinnt er nun wieder Macht über die Welt. Daß der Mysteriengott das Wachstum der Pflanzen begünstigt, daß er die Unterwelt regiert und die Seelen der Verstorbenen in Empfang nimmt, daß er von seinem Feinde getötet und in Stücke zerrissen wird, das sind uns bekannte Motive aus dem uralten Mondmythos. Es gibt Bilder des Attis, die ihn mit dem Strahlenkranz und dem wachsenden Monde darstellen.

Im Hinblick auf die werbende Kraft der neuen orientalischen Religionen versuchten auch die Philosophen, die alten Lehren zweckentsprechend umzugestalten. Und da ist es wieder interessant, daß sie an Plato und die

Pythagoreer anknüpfen. Hier scheint ihnen ein Weiterbau möglich. Die große wissenschaftliche Weltanschauung eines Demokrit ist völlig in Vergessenheit geraten.

Aus Kömölöd in Nieder-Pannonien ist uns ein dreieckiges Dolichenus-Relief¹ erhalten, welches auf der einen Seite den Gott mit einer Doppelaxt zum Schlage ausholend, auf einem Stiere stehend, darstellt. Auf der Rückseite fällt der Kopf eines Gottes auf, über dessen Haupt sich ein Halbmond² befindet, ferner zwei Zwillingstiere, in Form von Doppelprotomen, in der Mitte mit einer nach dem achtspeichigen Rad gebildeten Rosette geschmückt. Die Gestalt, die auf dem linken dieser Stierbilder steht, ist, nach den Insignien zu urteilen, ebenfalls der Jupiter Dolichenus.

Die Doppelaxt, die der Gott schwingt, von der wir auch wissen, daß sie die Priester der Ma geschwungen und sich damit verwundet haben, hat genau die Form der Doppelbeile, wie sie in Verbindung mit Stierköpfen auf Bildwerken in Kreta gefunden wurden³. Auch die Zwillingstiere mit dem achtspeichigen Rade entsprechen genau den früher erwähnten Symbolen aus prähistorischer Zeit⁴. Zwei Jahrtausende sind seither verstrichen und nach vielen verschlungenen Irrgängen geistiger Entwicklung hat sich die Welt wieder rückhaltlos zum Mythos bekehrt. Am Ausgang der Antike erhoffte man nichts mehr von der Erkenntnis. Was sollte sie auch dem bedrängten Menschen geben. Für das wunde Gemüt suchte man Trost und erhoffte ihn in den wunderbaren Verheißungen der orientalischen Religionen, deren Kern, wie wir gesehen haben, ein uralter Mythos der Menschheit ist, der halb vergessen nun in neuer Form zu neuer Blüte ersteht.

Wiener-Neustadt, im Juni 1910.

Dr. Karl von Spieß.

¹) Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres. Tf. IV, 1 a, b.

²) Ebenda. Auf Tf. IV, 2, b sehen wir dieselbe Gestalt mit dem Halbmond über dem Kopf innerhalb einer halbmondförmigen Figur.

³) Lagrange, a. a. O.

⁴) Es ist erstaunlich, wie sich die uns aus der Prähistorie bekannten Tiere und Zeichen in derselben Vergesellschaftung und analogen Ausbildung im Volke bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ein Beispiel dafür liefern die Oster- und Weihnachtsgebäcke. (Siehe Höfler M., Ostergebäcke, Weihnachtsgebäcke, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Suppl. Heft III, Suppl. Heft IV.) Aus dem Charakter der Festzeit, zu der sie gebacken werden, ergibt sich, daß die angeführten Gebäckbrote an alte mythische Vorstellungen anknüpfen. Zu Ostern und Weihnachten erscheinen folgende Tiere als Gebäck: Der Vogel, insbesondere in der Gestalt der Ente, von der wir bereits wissen, daß sie am häufigsten unter den prähistorischen Vogelsymbolen vertreten ist, das Lamm, der Bock, der Hirsch. Nur zu Ostern: Der Wolf, der in Mythen und Märchen eine besondere Rolle spielt. Nur zu Weihnachten: Das Rind, das Pferd, der Eber. Um den Kreis der bekannten Symbole völlig zu schließen, treten in Schweden und Dänemark Gebäcke in Form des Hakenkreuzes und des vierspeichigen Rades mit umkreisenden Ring auf. Ebenso kennt man aus frühchristlicher Zeit Gebäcke mit dem Symbol des vierspeichigen, des achtspeichigen und des sechspeichigen Rades. Sehr auffallend ist es, daß die uns aus den prähistorischen Funden und aus den Märchen bekannte Gluckhenne mit ihren Jungen sich in gleicher Weise unter den Gebäcken wiederfindet. Höfler, Weihnachtsgebäcke, Tf. IX, 47, Tf. X, 50. Von besonderem Interesse ist ferner ein Gebäckbrot aus Reutte in Tirol (W. G. Tf. X, 51), darstellend zwei gegeneinander gekehrte und verwachsene Vogelleiber in Verbindung mit zwei hornartigen Bildungen rechts und links (Kipfel), die offenbar als Flügel zu deuten sind. Dieses Gebäck hat ganz die Form der uns bekannten Doppelvogelprotomen. Höfler bringt es in Verbindung mit dem Reichs-Doppeladler, was mir nicht als notwendig erscheint. Der Doppeladler ist ein Symbol, das von Byzanz (Orient!) uns überkommen ist, das dort seit der Lostrennung des oströmischen Reiches Reichszeichen war und das sicherlich auf das uralte Symbol der Doppelvogelprotomen zurückgeht. In beiden Fällen also ist die Bedeutung des Gebäckbrotens dieselbe.

Zum Literaturnachweis.

Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie.

Hampel J., A. d. B.; Altertümer der Bronzezeit in Ungarn.

Hoernes M., H. U. d. K.; Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1898

H. U. d. M.; Natur- und Urgeschichte des Menschen, 1909.

Lindenschmit L., Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, 1858—1904.

Much M., Atlas; Sammlung von Abbildungen vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher
Funde aus den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie (Kunsthistorischer
Atlas der kais.-königl. Zentralkommission I) 1889.

Perrot und Chipiez: P. Ch.; Histoire de l'art dans l'antiquité, 7 Bände.

Siecke E., G. S.; Götterattribute und sogenannte Symbole.

Undset J., A. E.; Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. (Deutsch von Mestorf) 1882.

Woermann K., G. d. K.; Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 1904.

